



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Das tropische West- und Mittel-Afrika

Thorbecke, Franz

Leipzig, 1915

urn:nbn:de:gbv:46:1-8516



02
G
8919

Der
Stadtbibliothek zu Bremen
geschenkt von
Herrn Prof. Dr. Thorbecke

~~V. 2. c. 4675~~

DAS TROPISCHE
WEST- UND MITTEL-AFRIKA

VON

FRANZ THORBECKE

SONDERABDRUCK AUS DEN KRIEGBAUFSÄTZEN
DER GEOGRAPHISCHEN ZEITSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON ALFRED HETTNER
XXI. JAHRGANG . 7. UND 8. HEFT



DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1915

Der Stadtbibliothek
Bremen

Überreicht vom Verfasser

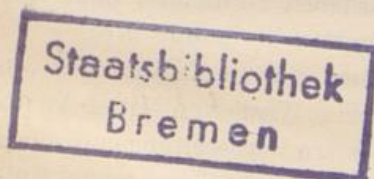
P. Nr. 455

DAS TROPISCHE WEST- UND MITTEL-AFRIKA

VON

FRANZ THORBECKE

SONDERABDRUCK AUS DEN KRIEGSAUFSÄTZEN
DER GEOGRAPHISCHEN ZEITSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON ALFRED HETTNER
XXI. JAHRGANG · 7. UND 8. HEFT



1916:2422

AM 6741

DRUCK UND VERLAG VON B.G. TEUBNER IN LEIPZIG 1915

Der Weltkrieg, dessen Wogen um die ganze Erde branden, hat auch die Küsten und das Innere des schwarzen Erdteils in seine Kreise gezogen. Entgegen allen Hoffnungen deutscher Kolonialkreise, im Gegensatz auch zu den ihrer sonst so lauten Sprache beraubten neutralen Verfechtern einer echten oder einer Geschäfts-Humanität in allen Eingeborenen-Angelegenheiten, hat der Krieg vor den Augen des Schwarzen einen Kampf des Weißen gegen den Weißen im Osten und Westen Afrikas entfesselt, dessen Folgen für die menschliche Kultur sich überhaupt nicht absehen lassen. Wo gestern noch das gerade von uns Deutschen nicht nur im Munde geführte, sondern in Jahrzehnte langer Arbeit ehrlich befolgte erste Dogma moderner kolonisatorischer Tätigkeit von der Solidarität der weißen Rasse unbestritten Geltung zu haben schien, da stehen heute die Verbündeten von gestern und vorgestern mit einander im Kampf, Engländer, Belgier und Franzosen gegen Deutsche; da werden Schwarze von Weißen gegen Weiße in die Schlacht geführt; da wird der eine Weiße vom andern für vogelfrei erklärt. Unbekümmert um die Folgen, die nicht ausbleiben können und sich einmal gegen die Anstifter dieses Brandes wenden müssen, werden ungeheure Kulturwerte, kostbare Menschenleben vernichtet, ohne daß der Weltkrieg dadurch in seinem Verlauf im geringsten beeinflußt wird.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Kulturarbeit von Dezennien und Generationen heute schon im tropischen West- und Mittel-Afrika vernichtet ist. Im Osten schützt die anscheinend bessere Vorbereitung auf einen Krieg und noch mehr die sehr viel günstigere geographische Lage unsre Kulturarbeit und unsre Volksgenossen vor der Katastrophe, die über Togo und Kamerun hereinbrach: abgesehen von einer auch vor der Erklärung bestehenden Blockade steht dort der Kampf gegen die gewaltige numerische Überlegenheit der Engländer und Belgier geradezu glänzend für uns Deutsche. Im Westen aber ist Togo tatsächlich zwischen Engländern und Franzosen aufgeteilt; nur im äußersten mohammedanischen Norden scheinen unter deutscher Führung Fullah und fullahnisierte Sudaner den heiligen Krieg des Islam mit Glück gegen die Franzosen zu führen. Bei oberflächlicher Betrachtung hat es auch fast den An-

schein, als sei unsere ganze Kulturarbeit in Kamerun, deren Erfolge jedes Jahr mehr zu spüren waren und die endlich eingeschlagene großzügige Eisenbahnpolitik rechtfertigten, umsonst getan. Das endgültige Geschick dieser großen deutschen Tropenkolonie entscheidet der Ausgang des Riesenkampfes in Europa, aber es ist mit Recht einmal in diesen Kriegsmonaten — anscheinend von einem Kenner afrikanischer Verhältnisse, einem weltpolitisch denkenden Manne — hervorgehoben worden¹⁾, daß es trotzdem für uns Deutsche nicht gleichgültig sein könne, ob wir unsre Stellung in Afrika behaupten oder dort ebenso unterliegen, wie einstweilen in Ost-Asien und in der Süd-See. All die berechtigten Wünsche, ja Notwendigkeiten, ein wirkliches deutsches Kolonialreich im tropischen Afrika zu schaffen, nicht auf die Dauer dazu verurteilt zu sein, als kleine oder große Enklaven im englischen Osten oder im französischen Westen ein im Vergleich selbst zum belgischen Kongo bescheidenes Dasein zu fristen, gehen ihrer Verwirklichung eher entgegen, wenn wir wenigstens unsre großen Schutzgebiete bei künftigen Friedensverhandlungen noch einigermaßen fest in der Hand halten. Auch in Afrika haben wir in unserem Kampf um deutsche Weltgeltung nur eine Wahl: zu wachsen oder zu verkümmern, so gut wie in Mittel-Europa oder sonst auf der Erdoberfläche, wo um sie gekämpft wird²⁾. Bestehen wir das große Ringen um unsre Existenz — kein Deutscher zweifelt daran —, dann wird der Frieden auch im tropischen Afrika, im Osten und ganz besonders im Westen, eine Neuordnung der Dinge bringen müssen, die bisher nur geträumte Wünsche und Hoffnungen erfüllt; dann mögen die kühnen Pläne, die schon Anfang der 90er Jahre, noch im ersten Jahrzehnt deutscher Kolonialpolitik, ein Emin Pascha hegte, Wirklichkeit werden.

Es wäre verfrüht, schon in aller Öffentlichkeit, dem Beispiel des einst auch bei uns eines gewissen Ansehens nicht entbehrenden Harry Johnston³⁾ folgend, der afrikanischen Welt neue Grenzen zu ziehen, so lange noch die Waffen reden. Wir wollen nicht in den von uns mit Recht verurteilten Fehler unsrer Feinde verfallen und — afrikanisch gesprochen — das Fell des Löwen verteilen, ehe wir ihn haben. Aber es ist, nach den Worten des Herausgebers⁴⁾ dieser Zeitschrift, wichtig, sich schon heute über den Kulturwert der Länder, denen der Frieden der Zukunft einen Besitzwechsel bringen kann, Rechenschaft zu geben, auf die wirtschaftsgeographischen Probleme hinzuweisen, die dann der Lösung durch uns und unsre Arbeit harren werden. Erst wenn diese Probleme in ihrem Zusammenhang aufgedeckt sind, kann auf ihrer Grundlage die moderne Verkehrserschließung dieser weiten Länder des tropischen Afrika und die augenblickliche wie die zukünftige politische Aufteilung, die der Weltkrieg bringen wird, einer Betrachtung unterzogen werden.

1) Krieg und Kolonien. Deutsche Revue. XL. Febr. 1915. S. 231.

2) Vgl. Arthur Dix, Deutscher Imperialismus, Vorwort, S. IV.

3) Deutsche Kolonialzeitung, 1915, Nr. 3, S. 32. Es ist aus demselben Grunde sehr bedauerlich, daß vor Kurzem ein führender deutscher Parlamentarier in den Fehler des Engländers verfiel, sehr erfreulich aber, daß die deutsche Kolonial-Gesellschaft fest umrissene Teilungspläne für verfrüht erklärt.

4) G. Z. XX, 1914, S. 603.

I. Der Kulturwert von Wald, Savanne und Steppe.

Eine geographische Tatsache von grundlegender Bedeutung unterscheidet den Westen und das Innere des tropischen Afrika vom Osten: die größere Feuchtigkeit des Klimas im Westen, die sich in den äquatorialen Teilen noch weit landeinwärts geltend macht, bis an die „Westküste“ Ost-Afrikas an den großen Seen. Diese gewaltige tektonische Zone deckt sich mit einem im Landschaftsbild und im Wirtschaftsleben ganz deutlich ausgeprägten Grenzsaum: im Westen Wald und Savanne, im Osten Steppe, ja oft Halbwüste. Der Golf von Guinea wird schalig umlagert von riesigen Flächen verschiedenen Vegetationscharakters, die, durch alle möglichen Übergänge hindurch, vom immergrünen Urwald dauernd feuchter Tropen über die periodisch trockene Savanne, die Grasflur mit Uferwäldern, zur Trockensteppe führen. Es handelt sich um ungeheuer große Gebiete mit einheitlichem Landschaftscharakter: um tropische Urwälder, die an Ausdehnung denen des Amazonas in Süd-Amerika nicht nachstehen; um Savannen, die sich, rein klimatischen Ursprungs, um diesen Wald lagern und Höhen und Tiefen gleichermaßen überziehen mit den typischen Grasfluren, in denen der Uferwald mit seinen schwarzen Schlangen im hellen Grün der Regenzeit wie im fahlen Graugelb der oft knapp vier Monate währenden Trockenzeit jeden Bach, jedes Rinnsal deutlich abzeichnet und neben großen Flüssen oft Kilometer breit wird; um Steppen, die im Norden, im West-Sudan bis an den westlichen Ozean reichen und, sich gegen Osten fast ins Unendliche verlierend, den Erdteil in seiner größten Breite ganz durchziehen. In dieser Anordnung, in dieser Ausdehnung ist der charakteristischste Zug afrikanischer Landschaft besonders deutlich ausgeprägt: die Riesenhaftigkeit der Verbreitung einer Erscheinung über ungeheure Stücke der Erdoberfläche, die immer wieder in Erstaunen setzt bei aller Verschiedenheit im Einzelnen. Der Urwald Liberias oder im Nigerdelta, in den Ebenen um den Kamerunberg oder im Kongo-Becken ist stets derselbe, wie auch die Grasflur im Kameruner Hochland von der am Ubangi und Uëlle oder im Innern Angolas in den großen Zügen kaum abweicht. Beide Landschaftstypen zeichnet ihre Großräumigkeit ebenso aus wie die unendliche Steppe des Sudan.

Der Wald.

Gleichförmig wie die Natur des Waldes ist auch das Leben des Menschen und seine Wirtschaft. Dieselben langen Zeilendörfer, die gleichen lichtgrünen Bananenhaine am Kongo und an den Ölflüssen; hier wie dort Arbeit nur für des Leibes Notdurft, keine Sekunde länger oder ein Gramm mehr, als unbedingt nötig, höchstens etwas Sammeltätigkeit, nachdem der Elefant immer seltener geworden und der so bequeme, aber einträgliche Sklavenhandel aufgehört hat unter dem Druck desselben weißen Mannes, der jetzt Arbeit um ihrer selbst und des Verdienstes willen lehrt und fordert. Wozu arbeiten, wenn man satt ist, seinen Palmwein trinken kann, und wenn daneben noch viel Zeit für Spiel und Tanz bleibt? Die bequeme Kultur der Banane, die von selbst auf einem kleinen Stück gerodeten Waldbodens wächst, dies Geschenk einer üppigen Tropennatur, wird auch im Waldland des tropischen Afrika zum Fluch des Farbigen. Nir-

gends ist hier unmittelbar ein Bild zu sehen, das unsrer Vorstellung von einer Kulturlandschaft entspricht, so wenig drückt menschliche Arbeit der ursprünglichen Natur ihren Stempel auf. Wo der Neger des Waldes sein Leben lebt wie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden, da hat er nirgends dauernd die Landschaft verändert oder tiefer beeinflusst. Linienhaft, wie der Negerpfad die Waldwildnis durchwindet, jedes Hindernis umgehend, bleibt die Arbeit des Naturmenschen im Walde; niemals nimmt er den Kampf gegen die Natur wirklich ernsthaft und zäh auf wie die modernen Pflanzler des letzten Menschenalters. Äußerlich steht der Wald in West-Afrika unberührt da wie seit Ewigkeiten. Immergrüne Bäume bilden die Hauptmasse des Urwaldes, der in Höhe unsern stattlichsten deutschen Forsten etwa gleichkommt; frei über diesem geschlossenen, von Lianen durchwobenen Walde breiten Bäume mit periodischem Laubwurf in 40 bis 60 m Höhe ihre feinverzweigten Wipfel aus, die von mächtigen, glattrindigen und astlosen Schäften getragen werden. Lichtes Unterholz und ausgedehnte Bestände von Blattpflanzen wachsen auf dem feuchten Boden im Schatten. Diese schöne Schilderung des westafrikanischen Urwaldes, die Pechuël-Loesche¹⁾ 1878 gab, wird ihn auch noch nach Jahrhunderten richtig charakterisieren.

Der immergrüne Tropenwald bildet in der Sierra Leone und in Liberia eine, wenn auch große Waldinsel in der Steppe und bedeckt sonst im Sudan — ähnlich dem Urwald Usambaras — nur als Höhenwald die Luvseiten einzelner Massive und Hochländer. Etwa von Lagos an, in dem Lagunengewirr der westlichen Nigermündungen beginnend, überzieht der Wald als geschlossene Vegetationsdecke die Küste Nigeriens und verbreitert sich erst östlich vom Kamerunberg immer mehr und mehr; in der Küstenebene des Kamerunästuars ist er schon 150—160 km breit geworden, nach Südosten nimmt er landeinwärts immer mehr an Ausdehnung zu, um schließlich über eine Breite von 350 km in Süd-Kamerun in den riesigen Urwald des Kongo und seiner Nebenflüsse überzugehen. Hier, an manchen Stellen mehr als 750 km in gewaltiger Erstreckung tief in den Erdteil hineinziehend, erreicht er seine größte Ausdehnung und steht mit einer zusammenhängenden Fläche von über 600 000 qkm an Riesenhaftigkeit der Hyläa des Amazonas in nichts nach. An den Flachküsten entwickelt sich der eigentliche Festlandsurwald aus einem amphibischen Mangrovengürtel, der im Schwemmland der Ästuarie des Rio del Rey, des Kamerunflusses, des Ogowe auch tiefer ins Land reicht. Ungastlich, wie die trockene Wüste, dehnt sich hinter der schweren Brandung die feuchteste Vegetationsform, nur in den Flüssen und Kanälen der Mündungsgebiete, den Krieks, einen mit Seeschiffen meist nicht befahrbaren Zugang in ihr dunkles, geheimnisvolles Innere bietend.

Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte haben vor diesem natürlichen Wall von Brandung und Wald lange Halt gemacht; nur der Handel mit schwarzem und weißem Elfenbein hat Jahrhunderte hindurch zu dem alten Europa historische Beziehungen geknüpft und über den Ozean hinüber zu den Küsten

1) Kongoland, Jena 1878, S. 235. Schon hier werden — wenn auch in etwas anderer Namengebung, die das Wort Savanne und Steppe anders verwendet wie wir heute — die drei Haupttypen der Vegetation klar unterschieden.

der neuen Welt ein dichtes Netz von Verkehrslinien gesponnen, das erst im 19. Jahrhundert das Verbot des Sklavenhandels und des Sklavenhaltens allmählich zerriß. An diesem Menschenhandel hatten die europäischen Völker ohne Ausnahme ungeheuer verdient. Sie waren aber meist nur die Verfrachter der lebenden Ware gewesen, sie strichen ohne großes Risiko Riesengewinne ein und organisierten die vielleicht größte, allerdings erzwungene Völkerwanderung der Weltgeschichte über ein Weltmeer. Der Sklaveneinkauf und der Sklavengang lag meist in den Händen schwarzer Küstenhändler und der Häuptlinge des Innern. Die lebende Ware ging oft durch ein Dutzend und mehr Hände, ehe sie endlich in den Besitz des weißen Händlers an der Küste kam. Die natürliche Abgeschlossenheit der fast hafenlosen Waldküste verursachte diesen Zwischenhandel, über den der Küstenneger ebenso ängstlich wachte, wie sein Nachbar landeinwärts und dessen Nachbar . . . und so fort bis tief ins Innere, an vielen Stellen durch die Waldzone hindurch bis in die Savanne, in der die Reiche der großen Negerhäuptlinge erst begannen. Als dann der Tauschhandel der ersten Kolonisten in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, der für die Produkte einer sehr primitiven Sammeltätigkeit der Eingeborenen europäische Waren bot, waren die Schranken dieses Sperrhandels überall in West-Afrika so erstarkt, daß es des Einsetzens großer staatlicher Kräfte bedurfte, um sie zu brechen. Wir Deutschen haben in Kamerun mit den Duala und andern Küstenstämmen erst eine sehr deutliche Sprache sprechen müssen, ehe sie von angemachten, aber in Jahrhunderten fast geheiligten Vorrechten aus den lohnenden Zeiten des Sklavenhandels lassen wollten; und dieselben Schwierigkeiten und Kämpfe sind den andern kolonisierenden Mächten an den Küsten der Ober- und Nieder-Guinea so wenig erspart geblieben wie uns.

Nach dem Aufhören des rechtmäßigen Sklavenhandels verödeten allmählich die gewohnten Bahnen des Verkehrs mit Amerika, ganz selten nur wagte noch ein geriebener Portugiese geraubte oder gestohlene Menschenware nach Brasilien zu verfrachten, das zum Nutzen seiner Pflanzungswirtschaft am längsten die Sklaverei als rechtliche Einrichtung beibehielt. Das Gedeihen der alten Tropenkolonien in West-Indien und Süd-Amerika, wie der Baumwolländer um den Golf von Mexiko stand und fiel mit dem Halten schwarzer Sklaven. Hatte es bis tief ins 19. Jahrhundert hinein dort keine Arbeiterfrage gegeben, so erhoben sich jetzt für die Zucker- und Baumwollpflanzer Jamaicas und am Mississippi wie für die Kaffee- und Tabakbauer Haïtis und Cubas die schwierigen Probleme der freien Arbeiterbeschaffung, die heute in West-Afrika an der Tagesordnung sind, und die zu lösen bisher noch keiner Kolonialmacht gelungen ist. Wie bequem hatten es im Vergleich zu modernen Unternehmern in West-Afrika doch Hunderte von Jahren die großen Grundbesitzer West-Indiens und des amerikanischen Kontinents.

Der westafrikanische Pflanzer ist erst eine Erscheinung des letzten Menschenalters. Was aber bot das Waldland nach dem Versiegen der Hauptquelle mühelosen Reichwerdens unternehmenden europäischen Händlern? Denn nach dem vorübergehenden Veröden des Küstenhandels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann bald wieder die Arbeit des Kaufmanns. Der Waldbewohner brachte in die Faktoreien an der Küste aber nur noch Produkte

einer ganz unorganisierten, fast zufälligen Sammeltätigkeit, neben dem immer spärlicher werdenden Elfenbein besonders Kerne und Öl der Ölpalme, die den Hauptreichtum des ganzen Waldgebiets ausmacht.

Die Frage ist noch durchaus offen, ob wir im Vorkommen der Ölpalme, die oft in ungeheurer Zahl den Urwald durchsetzt und auch schon in den allmählich festländisch werdenden Mangroven nicht selten ist, ganz allgemein den Beweis zu sehen haben für ein Einwirken des Menschen auf den Wald, ob also Ölpalmenbestände und selbst einzelne Ölpalmen im Wald — soweit sie nicht neben oder auf heutigen oder deutlich erkennbaren ehemaligen menschlichen Siedelungen stehen — frühere Dörfer oder mindestens Äcker auf Waldrodungen verraten. Wir müßten ihr Vorkommen dann gleichsetzen dem sekundären Urwald, wie er sich auf gerodetem Waldboden in dem heiß-feuchten Klima in unglaublich kurzer Zeit fast zur Üppigkeit des ursprünglichen entwickelt. Dann müßten überall mit den Ölpalmen auch die für den Sekundärwald charakteristischen Schirmbäume¹⁾ an denselben Stellen wachsen; das ist aber — nach meinen Beobachtungen wenigstens — durchaus nicht immer der Fall. Doch liegen noch zu wenig systematische Beobachtungen vor, um auf diese interessante Frage eine heute schon allgemein gültige Antwort geben zu können.

Neben dem von Jahr zu Jahr seltener werdenden kostbaren Elfenbein, neben dem wertvollen Ebenholz und den nur aus wenigen sehr günstig gelegenen Küstenorten ausgeführten Nutzhölzern bildete, vor der großen Nachfrage des Welthandels nach Kautschuk auf allen Märkten der Erde, die Gewinnung von Palmöl und Palmkernen das Rückgrat des Wirtschaftslebens im tropischen West-Afrika. Alles andere trat dagegen zurück. Und trotz der primitiven Methoden des Eingeborenen, der aus seinen Sack- und Steinpressen weder ein besonders reines Öl, noch entfernt so viel gewinnt, als das Fruchtfleisch herzugeben vermag, stieg die Menge dieses von Jahr zu Jahr begehrteren Rohstoffes der Seifen- und Fettindustrie im Ausfuhrhandel immer mehr. Aber erst neuere Methoden der Nahrungsmittelchemie machten das Palmöl zu einem konkurrenzfähigen Mitbewerber der Kopra in der Speisefettfabrikation; erst die Einführung von einfach zu handhabenden, im Betrieb billigen Maschinen, die deutscher Erfindergeist ersann, ermöglichte eine rationelle Gewinnung im Großen, die den gewaltig gesteigerten Bedürfnissen mit ebenso großen Ernten entgegen kam. Erst die letzten Jahre sahen im palmenreichen Urwald die Entstehung von Ölfabriken an schiffbaren Flüssen oder an den neuen Eisenbahnen, um die Rohaufbereitung an Ort und Stelle möglichst zu fördern, wodurch natürlich trotz Mehraufwendungen für erste Anlagen die Ausbeute sehr viel ergiebiger wird. In der Umgebung solcher junger Industrieanlagen werden heute alle Ölpalmen unter Aufsicht des Europäers systematisch gepflegt: die Stämme werden gereinigt, für freien Zutritt von Licht und Luft wird durch Ausroden des Unterholzes, durch Fällen das Wachstum hindernder Bäume gesorgt und vielen jungen, freiwillig ausgesamten Pälmlchen Lebensmöglichkeit gewährt. So werden allmählich die ursprünglich wilden Bestände in Pflanzungen umgewandelt und

1) *Musanga Smithii*.

die Rentabilität von Eisenbahn- und Fabrikanlagen in dem wirtschaftlich früher toten Urwald gesteigert. Aber ohne Schaffung moderner Verkehrsmittel und Transportgelegenheiten wäre ein dauernder Erfolg in der Ausnutzung der fast unerschöpflichen Werte des Waldes unmöglich. Massenwaren, wie Palmöl und Palmkerne, vertragen keinen langen Trägertransport, schon wenige Tagemärsche von den Bahnlinien oder den schiffbaren Flüssen verrotten jährlich Tausende, ja Millionen Palmfrüchte; das Wenige, was der Eingeborene verzehrt, macht den Überfluß nicht geringer, alles andere dient den Tieren und Vögeln des Waldes zur Nahrung, besonders den mit der Ölpalme fast in Symbiose lebenden Graupapageien, die von der Loangoküste bis über Liberia hinaus in Herden den Urwald bevölkern und durch ihre Anwesenheit das Vorkommen von Ölpalmen auch in der unsichtigsten Waldwildnis verraten.

Moderne kapitalkräftige Unternehmungen zur rationellen Ausnutzung der Ölpalmen West- und Mittel-Afrikas sind in den letzten Jahren vor dem Krieg überall in englischen, deutschen und belgischen Kolonien entstanden. Es sei nur erinnert an die deutschen Ölfabriken in Mamfe am Kreuzfluß und in Maka an der Kameruner Nordbahn oder an die Riesenkonzession der Gebrüder Lever im belgischen Kongo, wohl das größte Ölgewinnungsunternehmen des tropischen Afrika überhaupt, das die monopolisierenden Bestrebungen der Liverpoolscher Weltfirma ebenso deutlich beweist, wie die zum Glück für unsre deutsche Industrie bisher fehlgeschlagenen Versuche ähnlicher Konzessionen in den besten Ölpalmgebieten Kameruns.

Die Palmölgewinnung und -verarbeitung stand beim Ausbruch des Weltkriegs erst in den Anfängen einer großartigen Entwicklung; auch da heißt es vielleicht wieder von vorn anfangen. Jedenfalls verkennt heute niemand mehr den Wert der Ölpalme; die Zeiten, in denen Kakaopflanzer am Kamerunberg Ölpalmen wie andere Urwaldbäume umhacken ließen, um Raum und Licht zu schaffen, sind längst vorüber, heute freut sich jeder des schönen und wertvollen Baumes, der selbst in den ersten unrentablen Jahren der Anlage einer Pflanzung Nutzen abwirft. In der Statistik aller westafrikanischen Kolonien drückt sich dieser Aufschwung des Handels mit Palmöl und Palmkernen in den letzten Jahren nur zu deutlich aus: die Ölkurve steigt stetig, die Kautschukkurve fällt in steilem Fall, trotz der noch immer hohen absoluten Ziffern. Das letzte Menschenalter war die Kautschukzeit im westafrikanischen Wirtschaftsleben, die nächste Zukunft aber gehört unter den im Lande heimischen Pflanzen wieder der Ölpalme.

Schon heute stehen wir mitten in einer großen wirtschaftlichen Umwälzung; die furchtbare Weltkrise des Jahres 1914 verstärkt im tropischen Afrika nur die schlimme Wirtschaftskrise, die der Sturz der Kautschukpreise auf dem Weltmarkt seit 1912 in jährlich steigendem Maße hervorgerufen. Es wird nicht mehr lange dauern, und der Wildkautschuk, der noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in der Handelsstatistik weitaus an erster Stelle stand, wird in seinen Ausfuhrziffern auf oder gar unter den im Vergleich dazu bescheidenen Stand des Elfenbeins herabgesunken sein. Auf das äußerlich glänzende, aber im Innern schwache, um nicht zu sagen faule Wirtschaftsleben, das nur den Kautschuk und immer wieder den Kautschuk kannte, das dem Wage-

mutige
den Fi
die Er
Kautsch
dolphia
reichen
beküm
hauen
Gumm
wird e
Gumm
und 9
schloss
Kamer
becken
bis tie
horden
Kongo
und d
und a
Kickxi
gut. I
waren
übers
ginger
schuks
an de
des W
Savan
die Uf
Ersatz
Imme
Wisse
welte
loser
das n
nunge
gende
runge
Wirk
imme
das S
Zivili
rierer

mutigen schwindelhafte Gewinne bei verhältnismäßig geringer Anstrengung, den Finanzverwaltungen aller Kolonien hohe Steuererträge brachte, ist rasch die Ernüchterung gefolgt. Erst wurde nur der anfangs hoch bewertete Lianenkautschuk (von den oft schenkelstark werdenden Ranken verschiedener *Landolphia*-Arten) gewonnen; aber der Eingeborene hatte unter den von Natur reichen Beständen schon im ersten Jahrzehnt derartig gehaust, hatte — unbekümmert um die zerstörenden Folgen — die Ranken einfach in Stücke gehauen und den Milchsaft herauslaufen lassen, so daß in Loango, wo die ersten Gummibälle 1867 auf den Markt gebracht wurden — anderswo in West-Afrika wird es auch so um das Jahr 1870 gewesen sein — schon 1876/77 eine erste Gummikrise den dortigen Handel erschütterte¹⁾. Dann wurden in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts immer neue Kautschukgebiete erschlossen, im französischen West-Afrika, in den Wäldern Süd-Nigeriens und Kameruns, schließlich das unerschöpflich scheinende Riesenreservoir des Kongobeckens. Ein wahres Kautschukfieber ergriff Schwarz und Weiß von der Küste bis tief ins Innere; selbst in die fernsten, oft unbewohnten, nur von Pygmäenhorden durchschweiften Waldwildnisse Süd-Kameruns und des französischen Kongo drangen die schwarzen Gummisammler, um für die weißen Faktoristen und den Haussah, den schwarzen Wanderhändler, den kostbaren Saft der Liane und anderer inzwischen entdeckter Gummibäume, vor allem der afrikanischen *Kickxia elastica*, zu gewinnen. Der weiße und der schwarze Aufkäufer zahlten gut. Das ganze Waldland wurde so mit den oft recht minderwertigen Tauschwaren der billig arbeitenden europäischen und amerikanischen Exportindustrie überschwemmt, das einheimische Gewerbe, aber auch der primitive Hackbau gingen rasch zurück. Ein unstetes Wanderleben der Zehntausende von Kautschuksammlern und Trägern zerstörte die Wurzeln der Eingeborenenwirtschaft an der Küste von Ober- und Nieder-Guinea bis weit über die Binnengrenzen des Waldgebiets hinaus und begann auch die seßhaften, fleißigen Bewohner der Savanne von Jahr zu Jahr mehr in seinen Bann zu ziehen: bargen doch auch die Uferwälder Kautschuklianen und Kautschukbäume. Niemand dachte an einen Ersatz oder auch nur an eine Erhaltung der zerstörten Schätze des Waldes. Immer heftiger begehrte die Automobil- und Fahrradindustrie, die elektrische Wissenschaft und Technik und viele andere Zweige des Lebens zweier Kulturwelten das wertvolle Sammelprodukt des tropischen Waldes; immer rücksichtsloser wurden die Methoden eines in seiner Art hoch entwickelten Raubsystems, das nur an die Gegenwart, nie an die Zukunft dachte. Vergeblich waren Warnungen und Anordnungen der Kolonialverwaltungen, vergeblich auch vorbeugende Gesetze der heimischen Regierungen und Parlamente: jede technische Errungenschaft im Zapfen der Kautschukbäume, jede räumliche Erweiterung des Wirkungsfeldes galt in allen Kolonien mit Waldbesitz immer nur der Erzielung immer größerer Kautschukmengen, immer besserer „Ernten“, wobei niemand an das Säen dachte. Das ganze Leben dieser unerschrockenen Pioniere europäischer Zivilisation kannte nur das eine Ziel, den benachbarten Händler, die konkurrierende Gesellschaft oder Kompanie durch größere, reichere Gewinne zu über-

1) Pechuel-Loesche, a. a. O. S. 265 ff.

bieten. Dennoch verdankt die Erschließung des Waldlandes, wie der Savanne diesen über ein Menschenalter währenden Raubzügen unendlich viel; ohne den Wildkautschuk, ohne dies wirtschaftliche Lockmittel wäre heute der Wald noch genau die abschreckende Einöde früherer Jahrhunderte, wären Savanne und Steppe noch ebenso von der Küste abgeschlossen wie vor Stanley oder Zintgraff und Morgen, hätten die Erforscher des Nordens und Ostens wohl auch heute noch nicht denen des Westens die Hand gereicht. Auch mittelbar hat der Wildkautschuk die Entwicklung der Kolonien gefördert. Die Steuern und Ausfuhrzölle, die heute auf ihm lasten, hätten in guten Jahren noch viel höher sein dürfen, und gleitende Sätze hätten Kaufleute wie Verwaltung vor mancher Enttäuschung und Erschütterung der Finanzen bewahrt. Daß diese nicht ausblieben, ist eine notwendige Begleiterscheinung der Kautschukkrise von 1912, die die afrikanischen Wildkautschukgebiete sehr viel härter traf als die ebenso ausgedehnten Brasiliens, wo der Indianer stets gleichmäßig guten Parakautschuk von ausgewachsenen Bäumen gewinnt¹⁾. Genügenden Ersatz an Pflanzungskautschuk aber konnte noch keines der westafrikanischen Kolonialländer auf die Kautschukmärkte Europas oder Amerikas bringen. Trotz der seit 1910 gestiegenen Preise, ja gerade darum war die Qualität des ostindischen Pflanzungskautschuk geringer geworden, aber seine Menge ins Riesenhafte gewachsen, vor allem in Malakka. Westafrikanische Pflanzungen aber produzieren einstweilen nur Probeware, wenigstens von Hevea, zu deren Kultur man immer mehr übergeht, da sie gegen Klimakrankheiten wie gegen Schädlinge sehr viel widerstandsfähiger ist als selbst einheimische afrikanische Arten, dazu früher zapfreif wird. Wie man in Kamerun immer mehr von der Neuanlage von Kiekxiapflanzungen abkommt, höchstens Stecklinge davon auf den Stationsgärten an Eingeborene abgibt, so werden auch auf den Regierungspflanzungen am Kongo Funtumia, Manihot, Castilloa und Ficus immer mehr ersetzt durch Hevea. Der Hevea gehört, wie in den englischen Malaienstaaten, auch in West-Afrika die Zukunft. Aber die westafrikanischen Pflanzungen beziehen ihre Heveasetzlinge nicht etwa aus Brasilien, sondern von den großen Kautschukgärten Ceylons, dem zweitgrößten Anbaugbiet der Hevea.

Weit über den Erträgen der Kautschukkultur stehen aber schon heute in West-Afrika die Erzeugnisse der Pflanzungen anderer tropischer Nutzpflanzen, die ebenfalls nicht im Lande heimisch waren. Dieselben Leute, die Jahrhunderte lang durch den Sklavenhandel über einen ganzen Erdteil unsagbares Unglück gebracht, die alten portugiesischen Sklavenhändler²⁾ der Loangoküste und Angolas hatten die ersten Grundlagen der heutigen Pflanzungskultur geschaffen. Die Sklavenarbeit ließ damals in West-Afrika so wenig wie im tropischen Amerika eine Arbeiterfrage aufkommen. Wenn auch diese wirklich kolonialisatorische Tätigkeit der oft ungerecht in Bausch und Bogen verdamnten Portugiesen nur geringe sichtbare Spuren in Angola oder am unteren Kongo zurückgelassen hat, so gründet sich doch auf dieser ersten Liebhaberei, die eigentlich

1) Vgl. die eingehende Darstellung dieser Zusammenhänge bei Büchel, Erschließung des belgischen Kongos. Beihefte zum Tropenpflanzer, XV, 4/5, Juni 1914, S. 348 ff.

2) Vgl. Pechuel-Loesche, a. a. O. S. 279 ff.

das zur zweiten Heimat gewordene Sklavengehöft nur verschönen wollte, die heute so blühende Kakaokultur der Insel São Thomé im Golf von Guinea, deren Produkte heute auf dem Kakaomarkt eine ähnliche Rolle spielen wie früher der Zucker von Mauritius im Welthandel. Auf dem fruchtbaren Vulkanboden und in dem wunderbaren atlantischen Klima hat dann um die letzte Jahrhundertwende englisches Kapital und deutsche Intelligenz mit portugiesischen Zwangsarbeitern, die auch heute noch in dem alten Sklavennest São Paolo da Loanda ebenso einfach zu haben sind, wie in den guten alten Zeiten des Menschenhandels, ein Musterland tropischer Pflanzungskultur geschaffen. Wieviel leichter hatten es doch die portugiesischen Grundherren von São Thomé als die ersten deutschen Pflanzler an den Hängen des Kamerunbergs, die für teures Geld Arbeiter aus Liberia, von der Sierra Leone und von der Goldküste holen und nach viel zu kurzer Arbeitszeit wieder wechseln mußten, da die faulen Duala so wenig arbeiten wollten wie die Bewohner des Gebirges. Aus dem nichts hat hier deutsche Zähigkeit nach anfänglichen Mißerfolgen mit Tabak, die bei den viel zu hoch gespannten Erwartungen in der Heimat kommen mußten, ohne Überlieferung, ohne einheimische Arbeitskräfte ein musterhaftes Pflanzungsgebiet für Kakao geschaffen. Heute hat es sich mit seinen durch bestes südamerikanisches Pflanzmaterial immer wieder verbesserten Produkten im deutschen Kakaohandel und in dem der Welt seine Stellung erobert und schon lange den Neid unsrer englischen Nachbarn erregt: der beste Beweis für die Güte des hier Geleisteten.

Noch ein anderer Segen strömte von den deutschen Pflanzungen im Kameruner Urwald aus. Die Kru- und Wey-Neger, die Leute von der Sierra Leone und von der Goldküste, die wie unsre Sachsengänger nach Ableistung ihres Arbeitsvertrags in ihre oberguineische Heimat zurückkehrten, hatten bei den deutschen Pflanzern arbeiten gelernt, wozu ihnen ihr eigenes Land nicht die Gelegenheit bot. Sie hatten gesehen, wie bei sorgfältiger Pflege — ohne Überanstrengung — der Kakaobaum lohnende Frucht trägt; sie wurden die Begründer der heute so blühenden kleinbäuerlichen Kakaokultur der Eingeborenen im Waldland der Goldküste. Dem Eingeborenen der deutschen Kolonie aber entging dieser Segen der Erziehung zur regelmäßigen Arbeit; in letzter Linie kam sie der englischen Konkurrenz zu gute, dank bedauerlichen, aber leider sehr starken Einflüssen gut gemeinter, aber falsch angewandter Humanität, die den „armen“ Kameruner Küstenneger vor Ausbeutung bewahren wollte und daher die Grundlage jeder wirklichen Eingeborenenförderung, seine Gewöhnung an stetige Arbeit, seine Erziehung zur Anerkennung von Pflichten¹⁾ vernachlässigte oder — was fast noch schlimmer ist — ganz vergaß. Damals hat eine unverantwortliche, aber leider maßgebende Nebenregierung draußen im Verein mit kolonialem Dilettantismus in der Heimat eine den wahren Verhältnissen angepaßte Arbeiterpolitik in Kamerun verhindert. Der Duala wäre sonst in den 25 Jahren ebenso zur Arbeit erzogen worden wie der Jaunde oder Mkosi, es wäre nicht, zum Schaden der Kolonie und aller ihrer weißen Bewohner, in Duala jenes Drohnentum großgezogen worden, dieselbe unangenehme Sorte Küsten-

1) Pechuel-Loesche, a. a. O. S. 287 ff.

neger, die jeder deutsche Kolonist in den großen englischen Hafenstädten West-Afrikas mit Widerwillen und innerer Entrüstung über sich ergehen lassen mußte. Mit unfehlbarer Folgerichtigkeit erhoben sich diese Duala gegen ihre Herren, sobald deren allzu milde Herrschaft ins geringste Wanken kam. Unsre weißen Feinde haben nur den äußeren Anstoß gegeben zu den Ausschreitungen und Grausamkeiten der Duala, die innere Verantwortung trifft die Verfechter der laxen, von falscher Humanität geleiteten Eingeborenenpolitik, die sich scheut, im richtigen Augenblick auch einmal fest zuzufassen, und den nur äußerlich und oberflächlich zivilisierten Küstenneger für ein dem Weißen gleichberechtigtes Kulturprodukt hält. Ein Glück, daß solche Grundsätze einer schwachen Eingeborenenpolitik nicht weit über das Weichbild der Stadt Duala und der Küste hinaus Geltung hatten; das Schicksal Kameruns wäre sonst rasch besiegelt gewesen.

Neben den landfremden Arbeitern hatten aber die Kameruner Pflanzer einen, mit dem Vordringen des deutschen Einflusses landeinwärts allmählich immer größer werdenden Stamm von gelernten Arbeitern aus den Binnengebieten der Kolonie heranbilden können; nach der Herstellung dauernder und sicherer Verbindungen mit der Savanne strömten die dort schon von der Natur zu geregelter Tätigkeit erzogenen Graslandneger in einer von Jahr zu Jahr steigenden Zahl in die küstennahen Gebiete mit ihren mannigfachen Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Sich dieses ausgezeichnete Menschenmaterial auf die Dauer zu sichern, lag im selbstverständlichen Interesse der Pflanzer und der von ihnen vertretenen, zum Teil sehr kapitalkräftigen Gesellschaften. Die gute Löhnung, die schon seit Jahren mehr wie das Doppelte der heute am Kongo endlich gesetzlich geregelten betrug; die bestmögliche Verpflegung, die auf heimische Gewohnheiten der Arbeiter Rücksicht nahm; sanitäre Einrichtungen, die meist weit über die Vorschriften der Regierung hinaus gingen; die Ansiedelung der Arbeiterfamilien auf der Pflanzung — das alles spricht für eine soziale Fürsorge, die gar nicht besser sein kann. Der vorurteilslose Kenner der Kameruner Verhältnisse mußte sich nur immer wieder wundern über die Angriffe, die gerade vor Jahresfrist im Reichstag gegen die Pflanzer erhoben wurden, ohne daß sie übermäßige Sachkenntnis oder gar Vertrautheit mit den oft so schwierigen Verhältnissen im kolonialen Neuland verrieten. Wenn es sich nach dem Krieg um den Wiederaufbau der Kolonie handelt, dann siegt hoffentlich auch da Sachlichkeit über vorgefaßte Meinungen, der einigende Wille zur Tat über theoretisierendes Gerede.

Die Kakaopflanzungen hatten im letzten Jahrzehnt immer mehr auch den Anbau und die Pflege anderer Gewächse in Angriff genommen: zwischen den Ölpalmen des Waldes entstanden Anpflanzungen von Kautschukbäumen, zuerst der heimischen Kiekxia, bald aber immer mehr der Hevea. Sogar reine Gummipflanzungen wurden im Südkameruner Waldgebiet angelegt. An der Nordbahn aber wurden im Waldtiefland die am Kamerunberg mißglückten Versuche mit der Aufzucht feinsten Deckblattabaks aus echtem Sumatrasamen wieder aufgenommen, die ersten größeren Stils in ganz West-Afrika. Ein ausgezeichnetes Blatt wurde erzielt, mit für deutsch-koloniale Verhältnisse sehr großen Mitteln traten sofort zwei bis drei von alten Sumatrapflanzern geleitete Unter-

nehmungen auf den Plan, die dank vorbildlichem Zusammenarbeiten mit der Regierung die ersten Anfangsschwierigkeiten bereits glücklich überwunden und die ersten sehr hoch bewerteten Ernten eingebracht hatten. Die Tabakbauer müssen ebenso wieder von vorne anfangen wie die Kakaopflanzer, denen englische Schiffsgeschütze ihre Maschinenanlagen und Trockendarren zusammengeschoßen haben, oder wie das am Fuß des Kamerunbergs eben gegründete Bananenunternehmen, das schon Tausende von Fruchtbananen gepflanzt hatte, eigene Kajen mit modernen Ladevorrichtungen gebaut und bei Kriegsausbruch den ersten Bananendampfer in den westafrikanischen Gewässern schwimmen hatte.

Aber der größte Reichtum ist bisher im Riesengebiet des Waldes fast ungehoben geblieben, die vielen wertvollen Nutz- und Bauhölzer; nur die alten englischen und französischen Kolonien am Niger und an den Öflüssen, am Ogowe und in Gabun haben schon seit Jahrzehnten Gelbholz und Rotholz in großen Mengen ausgeführt, das westafrikanische Mahagoni ist mit Erfolg in Wettbewerb getreten mit dem West-Indiens und Brasiliens. Aber die ungeheure Mannigfaltigkeit der verschiedensten Baumarten erschwert die forstliche Ausnutzung des Tropenwaldes: wenn auf 1 ha nur etwa $\frac{1}{2}$ Dutzend brauchbare Stämme derselben Baumart kommen¹⁾, lohnt sich seine Gewinnung allein nicht bei dem Mangel an brauchbaren Wegen oder flößbaren Wasserstraßen als Zubringern zu den wenigen Eisenbahnen. Bei den teuern Frachten muß von vornherein die Ausbeute alle Holzarten umfassen und auch auf die Nebenprodukte der Holzindustrie, auf Holzessig, Teer und Holzkohle gerichtet sein²⁾; gute Holzkohle würde in dem steinkohlenarmen West-Afrika stets ihren Absatz in der langsam entstehenden Industrie, in den Ölfabriken, in der Kakao-Aufbereitung, aber auch im Gewerbe des Eingeborenen finden. Die Zahl der Sägewerke ist erst ganz gering, wir stehen da noch in den ersten Anfängen. Die moderne Zellstoff- und Faserindustrie würde auch manchen brauchbaren Rohstoff im westafrikanischen Wald finden können. Das starke Bedürfnis des Weltmarktes nach Capok, dem heute von den javanischen Capokpflanzungen kaum entsprochen werden kann, ließe sich durch die ausgezeichneten Fasern der Samen riesenhafter Baumwollbäume, besonders von Bombaxarten, decken, deren Anpflanzung allerdings noch nirgends begonnen hat. Und neben dem am Kongo im Parkland und in der Savanne weit verbreiteten afrikanischen Teakbaum³⁾, neben Eisenholz und Momangi im Kameruner Wald sind in feuchteren Lagen des inneren Gebirges von Togo schon gute Anfänge mit dem indischen Teakbaum⁴⁾ gemacht. Der Forstwirtschaft steht überall in West-Afrika eine große Zukunft bevor, wenn es ihr gelingt, sich den von unsern europäischen grundverschiedenen Verhältnissen anzupassen.

Überall aber, im ganzen Waldland wie in der Savanne und Steppe, hängen alle wirtschaftlichen Unternehmungen vom richtigen Ausbau der Verkehrswege, von der Schaffung zusammenhängender Eisenbahnnetze ab, über deren Anfänge man bisher fast nirgends hinausgekommen ist.

Wie der Weltkrieg die wirtschaftliche Arbeit jäh unterbrach, hat er auch all den schönen, viel verheißenden Anfängen der systematischen Bekämpfung der

1) Büchel, a. a. O. S. 354 ff.

2) Ebda. S. 357 ff.

3) *Oldfieldi Africana*.

4) *Tectona grandis*.

Schlafkrankheit ein Ende gesetzt. Sie hatte im ganzen Waldgebiet von Süd-Kamerun bis an die Grenzen Angolas furchtbare Opfer gefordert, mehr wie Pocken oder Dysenterie; sie wird noch weitere fordern. Es sind ja nicht alle Gebiete der großen Hyläa gleich schwer betroffen, an manchen Punkten scheint diese furchtbarste Plage West- und Mittel-Afrikas sogar fast mehr die Savanne zu bevorzugen. Aber gerade der Wanderhandel, die großen Sklaven- und Elfenbeinkarawanen früherer Zeiten, die Zehntausende, ja Hunderttausende von Trägern, die dauernd den Wildkautschuk zur Küste und Waren ins Innere schleppen, haben zur Verbreitung der Seuche beigetragen und ganze Länder in ihren Bann gezogen. Leider hat die internationale Konferenz zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in London 1907 wenig wirklichen Gewinn gebracht. Aber wer in Zukunft West- und Mittel-Afrika besitzen wird, muß mit dem sehr hohen Passivposten der Schlafkrankheit rechnen; fast das ganze Waldland, weite Gebiete der Savanne und vielleicht sogar mancherorts die Steppe, wo wir in Ost-Afrika mehr wie einen Herd kennen, sind von dieser Volksseuche befallen. Wer der Schlafkrankheit Herr wird, wird auch der Herr des tropischen Afrika.

Savanne und Steppe.

Vielerlei Übergänge führen vom Wald zur Savanne, dem Grasland Inner-Kameruns und Nigeriens, der Campine der Nieder-Guinea; im Grenzgebiet gegen den Wald ist sie Parkland mit Waldzungen und Waldinseln, sonst offene Grasflur mit Einzelbäumen und Uferwald, auch noch in größerer Höhe, aber nicht zu fern von der Feuchtigkeit des Meeres, bedeckt sie weite Flächen. Ist der Wald des Menschen Feind, läßt er nur strichweise, fast linienhafte Besiedelung zu, verändert sich sein Aussehen erst durch das Eingreifen des mit allen Mitteln der modernen Technik arbeitenden Kulturmenschen, so zeigt die Savanne auf den ersten Blick vielfach deutliche Einwirkungen menschlicher Tätigkeit über weite Flächen: in ihr können wir überall da, wo ungestört durch feindliche Gewalten der Mensch seit Generationen seine Felder im mühsamen Hackbau bestellt, wirkliche Kulturlandschaften durchwandern, deren Aussehen an heimische Verhältnisse gemahnt. So weit das Auge schaut, Feld neben Feld, auf ihnen zerstreut die kleinen Häuschen, nirgends mehr die eine lange, dünne Häuserzeile, die bald im Waldinnern verschwindet. Menschen leben da bei einander, schließen sich zu größeren Orten, selbst Städten zusammen, mit wirklichen Straßen und Plätzen, auf denen sich ein Marktleben abspielt, so lebhaft, wie nur irgendwo im Orient. Staaten sind entstanden, ganz selbständig, ohne jede Einwirkung von außen, aus der Welt des Europäers an der Küste oder der des Islam in der innern Steppe; Gründungen intelligenter, zum Herrschen geborener Negerfürsten, oft aus uralten Geschlechtern. Wer von der Küste kommt, den Urwald mit seiner ungastlichen Bevölkerung, mit seinem Mangel an Organisation glücklich hinter sich hat, den setzt in der freien Luft des nach allen Seiten offenen Landes wohl nichts so in Erstaunen, wie diese Schöpfungen staatenbildender Kraft von Generationen, diese Würde wirklich großer Häuptlinge nach dem widerlichen Gebettel der elenden Dorfschulzen im Wald, die oft nur der Spott ihrer eigenen Volksgenossen sind. Eine uralte, durchaus auf sich selbst gestellte Kultur umfängt uns, die auch unter der Berührung mit der europäi-

schen nicht ohne weiteres zu weichen gewillt ist, und die zu erhalten eine der wichtigsten kulturellen Aufgaben moderner Kolonisation sein muß, überall da, wo sich die alte Gewalt der neuen nicht unbedingt feindlich gegenüberstellt. Hier warten des Europäers in Afrika Aufgaben, die der Holländer auf seinen ostindischen Inseln oft nicht ohne Geschick und mit Glück gelöst hat. In diesen Zeiten des Übergangs, der Neuordnung, die alle diese innern Gebiete durchzumachen haben, ist die Verwaltungsform der Residentur für die Negerstaaten der Savanne wie für die islamischen Reiche des Sudan sicher noch für lange Zeit die glücklichste Lösung: nicht gewaltsame Unterwerfung, sondern wo es irgend geht, allmähliche Anpassung, nicht zu rasche Angliederung an das Neue, an die Herrschaft des Weißen. Die Gewalt des eingeborenen Fürsten bleibt in allen inneren Angelegenheiten am besten unangetastet.

Die Natur dieser Savannenländer, die in sich die Vorzüge des Waldes und der Steppe zu vereinen scheinen, hat den Menschen zur Arbeit erzogen: das Klima mit seiner mehr oder minder langen Trockenzeit zwingt den Ackerbauer, über die Bedürfnisse des Tages hinaus so viel Land in Kultur zu nehmen, als er mit seiner Hände Arbeit im mühsamen Hackbau, ohne Pflug und Zugtier, zur Saat vorbereiten kann; er muß Pflanzen bauen, die Dauerfrüchte liefern, Bananen und Knollengewächse allein können diesem Zweck nicht dienen, also baut er Getreide, in Anpassung an die natürliche Grasvegetation. Die vielerlei Arten in Afrika heimischer Hirse, die ja auch sonst in Tropenländern der alten Welt mit dem Wechsel trockener und feuchter Jahreszeiten in viel größerem Umfang angebaut wird, als man meist bei uns annimmt, liefern die Körnerfrucht, die, in besondern Kornhäusern aufgespeichert, die ungünstige Zeit des Jahres überstehen hilft. Fast überall wird heute in der Savanne auch Mais gebaut, neben dem Tabak vielleicht der einzige dauernde Gewinn der Jahrhunderte alten Beziehungen zum tropischen Amerika; der Maisbau ist auch schon in die Steppe eingedrungen und beherrscht hier vielfach den Ackerbau. Die Ernährung ist also nicht so einseitig wie die des Waldbewohners, sie macht den Menschen kräftiger und daher leistungsfähiger.

Die kühleren Nächte empfindet der Europäer, vor allem in den höher gelegenen Teilen der Savanne, angenehm. Den Eingeborenen aber zwingt die Nachtkühle zu soliderem Hausbau und läßt ihn auf Bekleidung sinnen. Die Rinde der Bäume in Gebirgswäldern und Flußwäldungen genügt diesem Bedürfnis allein nicht mehr, es muß Ergänzung und Ersatz geschaffen werden durch den Anbau von Faserpflanzen. So entstand schon vor langer Zeit eine Baumwollkultur, zu der die Anregung wohl vom Norden und Osten, aus den Steppen des Sudan kam. Welche Bedeutung sie als Volkskultur gewinnen kann, zeigt der Baumwollbau im englischen Nigerien, der der Bahn sofort genügende Frachten lieferte und hier, im Wirtschaftsbereich der alten Stadt Lagos, einen Baumwollhandel ins Leben rief, der in Zukunft neben dem mit Ölprodukten in der Ausfuhr die Hauptrolle spielen wird. Im deutschen Togo hat das Zusammenwirken des kolonialwirtschaftlichen Komitees mit der Regierung die intelligente, arbeitsame Negerbevölkerung zum Baumwollbau erzogen und hier im Kleinen Ähnliches geschaffen, wie die Engländer am Niger; nur hat hier der Riesenertrag des schwunghaften Schnapshandels, der zur Hebung des Negers und zur Füllung

des eigenen Beutels von den Engländern noch im 20. Jahrhundert betrieben wird, „nebenbei“ mit seinen Abgaben die Finanzen der englischen Kolonie so gekräftigt, daß in ganz anderm Maßstab großzügige Eisenbahnpolitik getrieben werden konnte, als in den deutschen Kolonien, wo der Branntweinhandel verboten ist. Hinter der Cotton Growing Association, deren Tätigkeit sich auf die Förderung des Baumwollbaus im englischen Afrika beschränkt, steht die gesamte englische Textilindustrie Lancashires mit Riesensummen, von denen auch die Arbeiterschaft ein gut Teil in regelmäßiger Selbstbesteuerung aufbringt; hinter dem kolonialwirtschaftlichen Komitee mit seinem viel allgemeineren Wirken aber noch lange nicht die gesamte deutsche Industrie und Arbeiterschaft. Auch da werden mit den größeren Aufgaben einer hoffentlich nahen Zukunft die Kräfte wachsen.

In Kamerun und im belgischen Kongo sind gewaltige Flächen zum Baumwollbau geeignet, in der deutschen Kolonie haben Versuche im großen bereits begonnen, am Kongo waren sie geplant. Völlig fehlgeschlagen aber ist die Arbeit der französischen Baumwollkommission in West-Afrika: große Worte, wenig Mittel, kein Erfolg. Die Franzosen sehen eben in ihren volkreichen westafrikanischen Besitzungen in erster Linie ein großes Menschenreservoir zur Auffüllung der schwachen Einheiten ihres Heeres für den europäischen Kriegsschauplatz. An der von Jahr zu Jahr steigenden Zahl der ausgehobenen schwarzen Soldaten aus den Savannen- und Steppengebieten ihres kolonialen Riesenreiches will ihre kolonisatorische Arbeit gemessen werden; die großen Summen der französischen Kolonialanleihen schaffen wohl Verkehrswege und -anlagen, Eisenbahnen und Häfen, und heben dadurch selbsttätig das vorhandene Wirtschaftsleben, aber oberster Grundsatz auch dieser kolonialen Arbeit ist die Möglichkeit des raschen Heranbringens der schwarzen Rekruten zur Küste und ihrer schnellen Verschiffung nach Europa.

Dazu kommt ein System merkantilistischer Absperrung und Bevorzugung, das an Colberts Zeiten erinnert und in schroffstem Gegensatz steht zu deutschen und englischen Anschauungen in deren westafrikanischen Kolonien und auch zu der Praxis ihres Wirtschaftslebens bis zum Herbst 1914. Es ist dieselbe Wirtschaftspolitik, die in der Kolonialgeschichte unsrer Tage das „Leopoldinische System“ am Kongo zur höchsten technischen Vollkommenheit entwickelte, die aber von der belgischen Regierung fast gleichzeitig mit der Übernahme des Kongostaates verlassen wurde. Die französische Kolonialwirtschaft hat in West-Afrika kaum irgendwelche großen neuen Werte geschaffen; ihre Verkehrspolitik ist gewiß großzügig und hat schon bestehende Kulturen stark gefördert, wie die der Erdnuß am Senegal, aber sie hat trotz gewaltiger Mittel und vieler Menschen eigentlich nirgends Neues geschaffen, das sich der Baumwolle Togos oder dem Kakao und Tabak Kameruns an die Seite stellen ließe. „Afrique occidentale française“ ist ein äußerlich glänzendes Gebäude, das von dem ausgezeichneten kolonialen Verwaltungstalent der Franzosen Zeugnis ablegt. Aber jedes andere moderne Kolonialvolk hätte mehr aus diesem Riesenreich gemacht, hätte mit denselben großen Mitteln ein anderes Wirtschaftsleben geweckt¹⁾. Dem Franzosen in Frankreich sollte die große Kolonie in erster Linie seine Kapitalien

1) Vgl. Doves Urteil, G. Z. 1915, S. 41 ff.

gut verzinsen und zu ihrem sichern Schutz Menschen, Söldner liefern: über aller kolonialen Tätigkeit, in der Einzelne, wie der erste Generalgouverneur Roume, Großes leisteten¹⁾, steht als oberster Leitgedanke schließlich doch immer wieder der an die Revanche. Dabei ist das Bedürfnis nach eigenen Quellen der Baumwollerzeugung in Frankreich nicht geringer als in Deutschland; beider Industrie ist gleichermaßen fast sklavisch abhängig von der Gnade oder Ungnade der Vereinigten Staaten von Amerika, die allerdings trotz des Wachstums ihrer eigenen Baumwollindustrie bei der dauernden Zunahme der Ernten wie der bestellten Flächen noch für Jahrzehnte hinaus an der Erhaltung des französischen und besonders des deutschen Marktes das lebhafteste Interesse haben.

All die weiten Gebiete der Savanne, die sich in den verschiedensten Abstufungen der Vegetation von den portugiesischen Kolonien im Süden weit ostwärts um das Waldland des tropischen West- und Mittel-Afrika herumlagern und im Norden bis an den Sudan mit seinen Steppen und Halbwüsten reichen, bergen in sich ungeheure, meist noch ungehobene Werte der Zukunft. An die Häfen der Küste und damit an den Verkehr und die Wirtschaft der Welt sind aber erst wenige ihrer Landschaften angeschlossen, vor allem die Zinngruben von Bantschi in Nigerien und die Kupferminen Katangas im östlichen Kongo. Auf den in ganz West-Afrika fast zu sagenhafter Berühmtheit gelangten Gruben von Bantschi beruht der künstlerisch und technisch hoch stehende Gelbguß vieler Negerstämme der Savanne ebenso wie auf einheimischem Kupfer, das vom Süden gekommen sein soll — vielleicht aus dem heutigen Katanga? Englands Absichten auf diese aussichtsreiche belgische Binnenprovinz sind bekannt; es entspräche durchaus englischer Auffassung, nach dem Gold und den Diamanten des Südens, nach dem Zinn des Westens auch das Kupfer der Mitte des Erdteils seinem unbeschränkten wirtschaftlichen Einfluß in der sichersten Form der politischen Einverleibung zu unterstellen. — Vor allem aber tut dem Wald wie der Savanne und Steppe eines not: man muß nach den furchtbaren, Jahrhunderte langen Aderlässen der ungezählten Sklavenjagden und Sklavenverschickungen dem an Menschen vielfach arm gewordenen Land erst einmal Ruhe gönnen für Wiedererneuerung seines Menschentums aus sich selbst heraus unter den geordneten Verhältnissen einer vernünftigen Kolonialregierung, die wirklich im Eingeborenen das wertvollste Aktivum sieht; diese nachgerade abgegriffenen Wahrheiten bleiben deshalb doch wahr, auch wenn das kolonialerfahrene England im Bunde mit Frankreich dagegen sündigt, indem es dem tropischen Afrika die für seine Regeneration unbedingt notwendige politische Ruhe leichten Herzens raubt. Gerade auch den innern Landschaften mit ihrer etwas stärkern Bevölkerung, die eben einen noch unausgeglichenen Übergangszustand durchmachen, wäre in der Savanne wie in der Steppe eine durch keine Erschütterungen unterbrochene stetige Entwicklung zu wünschen gewesen.

In den Steppenländern des Sudan zittern in der Umgebung des Tschad-

1) Vgl. den glänzenden Vortrag Lucien Huberts über „Französisch-Westafrika“ vor der Deutschen Kolonial-Gesellschaft (Berlin 1907), dessen Schlußworte ein grelles Streiflicht werfen auf den Unterschied zwischen französischen Worten 1907 und französischen Taten 1914.

sees noch immer die Stürme aus der Zeit des Rabeh¹⁾ von Dikoa nach, in den Gebieten aller drei Kolonialstaaten, die dort trotz vertraglicher und an Ort und Stelle vermessener Grenzen wirtschaftlich und politisch im schärfsten Wettstreit lagen, als der Weltkrieg auch den Islam aufrief. Der Islam ist hier in Sudan der wichtigste kulturelle und politische Machtfaktor geblieben, bei allem äußeren Unterliegen im Kampf mit dem von der Westküste und durch die Wüste vom Norden eingedrungenen weißen Eroberer. Wer das Vertrauen der islamischen Stämme und Sultane besitzt, der wird sich in diesem am weitesten nach Südwesten vorgeschobenen Posten mohammedanischer Halbkultur behaupten: auf die Dauer kann sich eine europäische Macht im Sudan nur im Bunde mit dem Islam, nicht im steten Kampf gegen ihn durchsetzen. Ich denke dabei natürlich nicht an die zahlreichen mit Gewalt von den hamitischen Eroberern islamisierten Sudanneger, die von islamischer Kultur nur Äußerlichkeiten übernommen, aber von ihres Geistes Hauch nichts verspürt haben; auf diese Negermoslim sieht der Ful mit derselben Verachtung herab, wie der Araber im Osten auf den Suaheli. Der Ful der alten Städte, der Bororo, der heute noch wie vor Jahrhunderten seine Herden von Weide zu Weide, von Tränke zu Tränke führt, ja selbst der Kanuri oder Haussah — sie alle sind ebenso fanatische Anhänger des Propheten wie der Berber im Nordwesten, der Araber im Osten des schwarzen Erdteils. Für den Zusammenhang dieser Mohammedaner der Peripherie²⁾ sorgen die Sendboten der Senussi, jenes halb geistlichen, halb weltlichen Ordens der libyschen Wüste, die bereits in Tibati, dem südlichsten der großen Lamidate Adamaus zu treffen sind.

Daß im mohammedanischen Nord-Togo Fullah und fullahnisierte Sudaner mit Erfolg gegen die Franzosen kämpfen, meldeten vor Kurzem Gerüchte, für die natürlich einstweilen eine Bestätigung nicht zu erlangen ist. Afrika ist ein Land der Gerüchte, wie der ganze Orient; immer aber nehmen selbst die wildesten und unwahrscheinlichsten Fabeln und Märchen ihren Ursprung von einer Tatsache oder von einer Reihe von Tatsachen. Die selbst von guten Kennern für das islamische Nord-Afrika ausgesprochene Prophezeiung eines Mißerfolgs des heiligen Kriegs ist ausgeblieben; die Franzosen sind heute³⁾ nicht mehr die Herren Marokkos, der religiöse Fanatismus der Berbern hat sich als sehr viel stärker erwiesen. Warum sollten nicht ebenso die kriegerischen islamischen Stämme des West-Sudan das französische Joch abschütteln wollen? Es ist eine Selbsttäuschung, wenn in einseitigster Vertretung enger missionarischer Interessen, die am liebsten eine Art deutschen Kreuzzugs gegen den Islam in West-Afrika inszeniert hätten, immer wieder hingewiesen wird auf die angebliche religiöse Gleichgültigkeit des islamisierten westafrikanischen „Negers“ — unter diesem sehr gelegenen Sammelbegriff werden auch die Fullah und andere hamitische Stämme untergebracht — und auf das Fehlen jeglichen Zusammenhangs mit dem Islam des Nordens und Ostens. So wird in vollständiger, fast absichtlich scheinender Verkennung der Tatsachen ein künstlicher Gegensatz

1) M. von Oppenheim, Rabeh und das Tschadseegebiet. Berlin 1902.

2) Vgl. C. H. Becker, Deutschland und der Islam (Der deutsche Krieg, III. Heft), S. 24.

3) Nach dem Fall von Casablanca Mitte April 1915.

konstruiert in der Rolle des Islam im Westen und im Osten Afrikas. Wann wird den hamitischen Anhängern des Islam in West-Afrika je wieder der Erfolg so winken, wie heute? Muß doch die französische Heerführung das Innere ihrer äußerlich so glänzend organisierten Kolonie West-Afrika fast völlig von schwarzen Truppen entblößt haben, die als „Senegalesen“ auf den Schlachtfeldern des westlichen Kriegsschauplatzes verbluten oder dem rauhen Winterklima Nordost-Frankreichs rücksichtslos ausgesetzt wurden. Gegen diese moderne Sklaverei hat allerdings neutrale Humanität noch nirgends ihre Stimme erhoben.

Es wäre sicher politisch unklug, große baldige Wirkungen vom heiligen Krieg im tropischen West-Afrika zu erhoffen, aber ihn ganz auszuschalten aus unsern Erwägungen über die politische Neugestaltung des Sudan in einer nicht zu fernen Zukunft, wäre ebenfalls verkehrt. Uns Deutschen kann es gar nicht gleichgültig sein, ob in den nächsten Jahrzehnten weiterhin Frankreich und England im Sudan herrschen werden, oder ob auch wir uns im Bunde mit der islamischen Kulturwelt in diesem wichtigen Zwischenland durchsetzen werden, dem auch heute noch — trotz der wirtschaftlichen Eroberung Inner-Afrikas von der Küste aus — als dem Übergangsgebiet vom feuchten tropischen Süden zum trocknen Norden der Wüste eine hohe Bedeutung zukommt. Der Viehreichtum des Sudan, seine Kulturoasen in den Überschwemmungsgebieten am Niger und am Tschad, in denen bereits Weizenbau möglich ist, seine große Kaufkraft, auf die sich der Wüstenhandel früherer Jahrzehnte, ja Jahrhunderte aufbaute, machen den Wert dieser weiten Steppen und Halbwüsten aus, die auch der Schauplatz der klassischen deutschen Afrikaforschung vor der kolonialen Periode gewesen sind; Franzosen und Engländer stehen noch heute vielfach auf den Schultern eines Heinrich Barth, eines Gustav Nachtigal, eines Gerhard Rohlfs und anderer deutscher Forschungsreisender.

War schon die Savanne ein Gebiet der Zukunft, die Steppe ist es noch viel mehr; noch sind erst wenige lockere Fäden geknüpft zwischen ihr und der Küste, die der Krieg mit rauher Hand zerrissen hat. Noch fehlt im Sudan das große einheitliche Verkehrssystem, das im äquatorialen Afrika den Westen mit dem Osten verbinden sollte.

Hochländer.

Als Einwanderungsland und Besiedelungsgebiet für große Massen nord-europäischer Auswanderer kommen nirgends im tropischen West- und Mittel-Afrika ausgedehnte hoch gelegene Flächen in Betracht. Selbst wenn einmal in kommenden Jahrzehnten ein deutscher Auswandererstrom die Höhe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erreichen sollte, was bei der heutigen Struktur des deutschen Wirtschaftslebens höchst unwahrscheinlich ist, könnten große Massen von Auswanderern nicht in heutige oder zukünftige deutsche Kolonialgebiete im tropischen West-Afrika gelenkt werden. Übrigens ist ja glücklicher Weise das Auswanderungsproblem, das in den siebziger und achtziger Jahren in Deutschland den Anstoß zu staatlichen Kolonialgründungen gab, in allen kolonialen Diskussionen unsrer Tage mehr und mehr in den Hintergrund getreten; die Versorgung der Industrie mit Rohstoffen, die Erzeugung ganz bestimmter Kolonialwaren, der gesicherte Absatz unserer Industrieprodukte sind

heute wichtiger. Aber auch heute noch erschöpft sich das koloniale Interesse weiter Kreise in der Frage nach der Eignung überseeischer Gebiete für die Aufnahme von Auswanderern. Und es ist natürlich ohne weiteres zuzugeben, daß es für die Erhaltung des Deutschtums der etwa 20000 Auswanderer, die jetzt jährlich Deutschland verlassen, sehr wünschenswert wäre, wenn sie auf deutschem Boden eine zweite Heimat fänden. Nach ihrer sozialen Stellung kommen für die meisten dieser Auswanderer nur Länder in Betracht mit einem Klima und mit Lebensbedingungen, die ihnen eigene körperliche Arbeit in gleichem Umfang wie in der Heimat gestatten. Dafür bietet das tropische West- und Mittel-Afrika keinen Platz. Denn nirgends finden sich Hochflächen in so großer Meereshöhe, daß dadurch die niedrige geographische Breite klimatisch einigermaßen ausgeglichen würde. Wohl aber könnte eine geringere Zahl, die nach sozialer Stellung und nach ihrer Bildung im Stande ist, einem mittleren Betrieb nach Art der Siedelungen am Kilimandscharo vorzustehen und Neger bei der Arbeit anzuleiten, in den Hochländern West- und Mittel-Afrikas in der Zukunft ebenso gut ihr Auskommen finden, wie heute schon Hunderte von Ansiedlern im Innern Ost-Afrikas. Noch ist die Zahl der praktischen Ansiedlungsversuche in West- und Mittel-Afrika sehr gering; auf dem Kameruner Hochland, außer dem von Angola, dem höchsten im tropischen West-Afrika, beträgt ihre Zahl kaum ein Dutzend, in Angola haben neben den Portugiesen, die sich aber als Süd-Europäer von vornherein leichter den Tropen anpassen, in den letzten Jahrzehnten Burenfamilien mit gutem Erfolg als Viehzüchter und Ackerbauer eine dauernde Heimstätte gefunden. Voraussetzung für das Gelingen solcher Siedlungsversuche ist offenes Land in einer Höhenlage von mindestens 1000 m — Kenner Mittel-Amerikas¹⁾ halten die Höhenlage von 700—1000 m schon für erheblich ungünstiger, wenn auch in ihnen auf Grund besonderer örtlicher Verhältnisse an sich eine Ansiedlung möglich ist.

Die ausgedehntesten Hochflächen und zugleich die größten Höhen im tropischen West- und Mittel-Afrika finden wir in Angola, das schon zum südafrikanischen Hochland gehört, und das daher wohl am meisten zur Besiedelung mit Europäern geeignet ist. An seinen flachen Küsten liegen größere Städte portugiesischer Ansiedler aus dem 16. Jahrhundert, die eine prozentual starke weiße Bevölkerung besitzen (bis zu 40%), aber nur Handelsniederlassungen sind und dazu recht ungesundes Klima haben. Erst das hinter 150 km breitem, flachem Küstengürtel aufsteigende Hochland kommt für die Besiedelung in dem dargelegten Sinne in Betracht. Seine Meereshöhe beträgt im Durchschnitt überall mehr als 1000 m, im Hochland von Bihé sogar 1500—1800 m. Die Vegetationsform ist die offene Savanne mit Galeriewäldern; nach Süden nimmt sie mehr und mehr trockenen, steppenartigen Charakter an und wird der südafrikanischen Steppe ähnlicher. Buren fanden hier daher Lebensbedingungen, die mit denen ihrer Heimat eine gewisse Ähnlichkeit haben mochten und sie zur Niederlassung bewogen. Wenn sie keinen weiteren Zuzug haben, so liegt das vielleicht weniger an den Naturbedingungen als an der Steuerpolitik der portugiesischen Regierung.

1) K. Sapper. Ansiedlung von Europäern in Mittel-Amerika. (Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. 2. Band 1912.) S. 54 ff.

Das verhältnismäßig trockene Klima¹⁾ (mit nur 320 mm Niederschlägen in Loanda) begünstigt gleichfalls die europäische Besiedelung; eine im Durchschnitt fünf Monate währende kühle, regenarme aber neblige Jahreszeit erinnert an die Garuas der peruanischen Küste. Die Hochländer Angolas haben eine ziemlich bedeutende Ausdehnung, nach Wißmann beträgt ihre Breite östlich von Loanda 350 km, und die eingeborene Bevölkerung ist nicht so dicht, daß sie einen nennenswerten Teil des Landes für ihre eigene Wirtschaft braucht²⁾, andererseits aber auch wieder dicht genug, um für mittlere Betriebe eine mäßige Arbeiterzahl stellen zu können. Die Hochländer sollen tsetsefrei sein, woraus wir bei unsern jetzigen Kenntnissen schließen dürfen, daß in ihnen auch die Schlafkrankheit nicht vorkommt. Das ist ein ganz besonderer Vorzug dieser Hochlande, dessen Folgen sich für eine Siedlungspolitik der Zukunft noch gar nicht abschätzen lassen. Ein Ansiedler darf damit rechnen, daß er gesundes Rindvieh dauernd halten kann und durch die Bearbeitung des Bodens mit Pflug und Zugtier von der Arbeitskraft der Eingeborenen unabhängiger wird.

Der Rand der Hochländer ist bereits an zwei Stellen von Bahnen erreicht. Die Loanda-Bahn und die Lobito-Bahn haben beide mit Strecken von mehreren hundert Kilometern den Hochlandsrand und damit besiedlungsfähige Höhen von über 1000 m gewonnen³⁾. Ihr Weiterbau bis auf die höheren Stufen (über 1500 m) ist wohl nur eine Frage der Zeit.

Doch glaube ich nicht, daß deutschen Auswanderern die Ansiedlung in Angola anzuraten wäre, solange es unter portugiesischer Hoheit steht. Gerade in den inneren Hochländern mögen die Zustände noch wenig gesichert sein bei der geringen Autorität der portugiesischen Regierung und ihrer Beamten, die häufig nicht einmal reinrassig sein sollen. Sobald aber eine feste Hand geordnete Zustände geschaffen haben würde und dem Lande Geldmittel zur Verkehrserschließung zur Verfügung stünden, könnten auch nordeuropäische Ansiedler hier ein günstiges Wirkungsfeld finden.

Das weite Kongobecken weist nirgends Hochflächen auf, die den Bedürfnissen von europäischen Ansiedlern entsprechen; nur sein äußerster Ostrand, der hinüberführt und aufsteigt zu den Hochländern Ost-Afrikas, kommt vielleicht in Zukunft dafür in Betracht, aber wohl nur im Zusammenhang und im Anschluß an ostafrikanische Siedlungen einerseits und an das Minengebiet Katangas andererseits. Katanga selber hat durch die Erzgruben ganz andere Lebens- und Arbeitsbedingungen. Seine Zukunft läßt sich am besten ermessen an den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Bergwerksgebiete Rhodesiens, denn es liegt immerhin so hoch, daß Europäer dort ebenso gut jahrelang leben und arbeiten können wie in Salisbury oder Buluwajo. Die rein körperliche Arbeit in den Kupferminen muß natürlich hier wie in Rhodesien von Eingeborenen geleistet werden.

Über die Besiedlungsfähigkeit der Kameruner Hochländer sind die Meinungen geteilt. Auf keinen Fall dürfen die Utopisten, die die höheren Lagen des Kamerunbergs mit deutschen Siedlern besetzen wollten, auf Verwirklichung

1) Fr. Hahn. Afrika. 1901. S. 395—399.

2) K. Dove, in Andrees Geographie des Welthandels, 1912. S. 450/51.

3) F. Baltzer. Die Erschließung Afrikas durch Eisenbahnen. 1913. S. 25.

ihrer Hoffnungen rechnen. Soweit die Hänge des Kamerunbergs als Pflanzungs-
boden geeignet sind — also in niederen Lagen —, sind sie vollkommen ver-
geben, und die oberen Regionen sind zu wenig ausgedehnt, um für sie von Be-
siedelung zu reden, die doch immer nur durch eine größere Anzahl Weißer
geschehen darf. Außerdem sind die mittleren Höhen zwischen 1000 und 2000 m
viel zu feucht, mit dichtem Wald bedeckt und den größten Teil des Jahres in
Nebel gehüllt. Die über die Nebelregion emporsteigenden Grasflächen in 2000
bis 4000 m Meereshöhe haben jungvulkanischen, durchlässigen und daher un-
fruchtbaren Boden, leiden auch an Wasserarmut, vielfach vollständiger Wasser-
losigkeit. Man darf nie die Eignung eines tropischen Höhenortes zur Anlage
von Sanatorien für erholungsbedürftige Beamte, Kaufleute und Pflanzer des Tief-
landes verwechseln mit Besiedlungsfähigkeit.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Innern der Kolonie. Dort haben wir
tatsächlich größere, hoch gelegene fruchtbare Flächen, deren Klima die Besiedelung
durch Deutsche in dem angegebenen Sinn wohl zuließe¹⁾. Aber gerade die der
Küste zunächst liegenden Teile des inneren Hochlands in den Bezirken Dschang
und Bamenda sind, soweit sie fruchtbaren Boden haben, häufig von einer
so dichten eingeborenen Bevölkerung bewohnt, die zudem durch ihre Brach-
wirtschaft alle paar Jahre neues Ackerland braucht, daß einstweilen für eine
große Zahl von deutschen Ansiedlern vielleicht nicht genügend gutes Land zur
Verfügung stände. Immerhin ist es durchaus wünschenswert, daß die wenigen
Siedler, die sich bisher auf der 900 m hohen Vorstufe des Manenguba-Hoch-
lands niedergelassen haben, mit allen Mitteln unterstützt und ähnliche Siede-
lungen zu Versuchszwecken auch auf dem eigentlichen Hochland im Dschang-
bezirk angelegt werden, damit überhaupt einmal die Besiedlungsfähigkeit des
Kameruner Hochlands erprobt und festgestellt wird. Sollten — was ich nicht
bezweifle — solche Versuche zu günstigen Ergebnissen führen, so könnte man
daraufhin für die Zukunft die Besiedelung anderer, weiter im Innern liegender
Hochflächen in Ngaumdere, Banjo und angrenzenden Landschaften ins Auge
fassen, die hoch gelegen, aber schwach bevölkert sind. Allerdings müßte eine
genauere Erforschung dieser Gebiete auf Eignung der Böden und vor allem auf
Tsetse- und Schlafkrankheitsgefahr vorausgehen.

Für jede Besiedelung innerer Gebiete ist aber die Verbindung mit der
Küste durch eine Bahn unbedingt notwendig, die dem Ansiedler gestattet, seine
Produkte abzusetzen, das Waldtiefeland rasch zu durchqueren und bei Krankheiten
den Arzt aufzusuchen. Im heutigen Kamerun aber führt die Bahn erst an einer
Stelle bis auf 900 m Meereshöhe, auf das Manenguba-Hochland, auf dem dank
dieser Verkehrserschließung sofort die ersten privaten Siedlungsversuche, ohne
jede Regierungsunterstützung, gemacht werden konnten.

Eine zukünftige deutsche Ansiedlungspolitik muß sich in erster Linie die
Schaffung eines bodenständigen Ansiedlertums zum Ziel setzen, das, unter ab-
soluter Reinhaltung der Rasse, deutschen Kolonien deutschen Charakter ver-
leihen soll. Allen prinzipiellen Widerständen ist entgegenzuhalten, daß in ge-

1) Vgl. L. Waibel. Der Mensch im Wald und Grasland von Kamerun. G. Z.
1914. S. 281 ff. (Vergleich des Graslandes mit São Paulo in Brasilien.)

nügender Meereshöhe und bei modernen Verkehrsmitteln eine solche Ansiedlung in mittleren Betrieben möglich ist; wie wertvoll sie bei guter Organisation in Zeiten politischer Gefahr sein kann, das können wir aus den spärlichen Nachrichten entnehmen, die wir über die Mitwirkung der Ansiedler bei der Verteidigung Deutsch-Ostafrikas erhalten haben.

Gegenwärtiger und zukünftiger Wert.

Stellen wir die Frage nach dem Gegenwarts- und Zukunftswert der tropischen Landschaften West- und Mittel-Afrikas, so scheidet für die nächste Zukunft der größte Teil des Binnengebietes aus. Erst eine planmäßige Verkehrserschließung, die allerdings eine Vereinheitlichung des politischen Kartenbildes zur Voraussetzung hat, wird die Savannen und Steppen hinter der großen Hyläa in vollem Umfang einer wirtschaftlichen Verwertung entgegenführen; alle bis jetzt geschaffenen Verkehrsanlagen sind erst Anfangs- und Stückwerk, müssen es auch sein, solange ihnen der Wettbewerb der verschiedensten Kolonialmächte getrennte Wege vorweist und ein einheitliches Verkehrssystem bewußt hindert.

Selbst die dichter besiedelten Ackerbauländer der Savanne und die ungeheuer großen Weideflächen der Steppen stellen nur einen geringen Gegenwartswert dar, da weder ihre Ernten noch die Produkte ihrer Viehzucht weltwirtschaftlich genutzt werden können. Wo der Ackerbauer mehr erarbeitet, als er für seinen eigenen Lebensunterhalt braucht, wo der Viehzüchter mehr erzeugt, als für seine Wirtschaft nötig ist, wo also wirklich schon wirtschaftliche Werte geschaffen werden, bleiben sie im küstenfernen Tauschhandel des Binnenlandes; diese primitive und langsame Form des Austauschs setzt oft für innerafrikanische Verhältnisse recht große Werte in Bewegung, am Maßstab der Weltwirtschaft gemessen aber würden sie, wenn wir sie statistisch erfassen könnten, nur verschwindend kleine Zahlen geben. Noch für längere Zeit hinaus wird also die Weltwirtschaft diese Erzeugnisse einer tatsächlich vorhandenen Kulturtätigkeit nicht verwerten können.

In ganz andrem Maß stellt schon heute der Wald in der Nähe der Küste, eines schiffbaren Stromes oder einer Eisenbahn Gegenwartswert vor, nicht so sehr durch mühelos zu erwerbende Sammelprodukte als durch die Erzeugnisse einer an den verschiedensten Stellen erfolgreich einsetzenden systematischen Bewirtschaftung. Diese erst in jüngster Zeit gewonnene Erkenntnis hängt aufs engste zusammen mit der Schaffung moderner Verkehrswege, die im tropischen Urwald nur Bahnen sein können, einige wenige natürliche Wasserstraßen ausgenommen.

Trotz der Gleichheit der natürlichen Bedingungen über ungeheure Räume hin wäre es falsch, vorgefaßten Grundsätzen zu Liebe im Waldland einseitig entweder für Eingeborenen-Volkskultur oder für Pflanzungs-Kultur als zukünftige Wirtschaftsform einzutreten. Wo eine bereits zur Arbeit willige oder dazu erzogene Bevölkerung sitzt, wird Eingeborenenkultur, an der sich jeder Volksgenosse beteiligt, ohne großen Kostenaufwand und ohne Risiko für den privaten europäischen Unternehmer der Gründung neuer Plantagen vorzuziehen sein; wo aber die Bevölkerung noch arbeitsscheu und widerwillig ist, da muß sie erst zu geregelter Tätigkeit erzogen werden, und das kann nur mit einem ge-

wissen Zwang auf Pflanzungen unter europäischer Leitung geschehen. Daß dabei Leben und Gesundheit der Arbeiter nicht gefährdet werden, muß eine der Hauptsorgen einer verständnisvollen Kolonialverwaltung sein, liegt ja auch im eigensten Interesse der Unternehmer.

Die Möglichkeit der Ansiedlung deutscher Auswanderer, in dem oben charakterisierten beschränkten Umfang, stellt wegen der meist noch mangelnden Verkehrsanlagen keinen Gegenwartswert dar; für die Zukunft aber bildet die deutsche Siedelung aus politischen Gründen eine wesentliche Werterhöhung der Hochländer, die dafür in Frage kommen.

Sollte der Friede unsern Anteil am tropischen Afrika vergrößern oder gar den getrennten afrikanischen Kolonialbesitz räumlich vereinigen, so sind uns damit in der Hauptsache immer erst Zukunftswerte gegeben. Ein Gebiet wie das reich bevölkerte, kulturell und wirtschaftlich hoch stehende Ost-Indien, das heute eine der Grundlagen englischen Reichtums und damit englischer Weltmacht ist, wird das tropische Afrika noch lange nicht dadurch, daß wir es uns in einer Hand vereinigt denken. Aber für Generationen kann es einem aufsteigenden Volk wie dem deutschen Raum gewähren zur Entfaltung vieler Kräfte, die lohnende Aufgaben suchen.

(Schluß folgt.)

Daß
der
im

cha-
den
die
der

gar
uns
wie
das
elt-
uns
auf-
eler
s.)

II. Die Verkehrserschließung und das politische Problem.

Es hat sehr lange gedauert, bis die von den Engländern in Ost-Indien durch eine großzügige Verkehrspolitik längst praktisch erprobte Erkenntnis, daß tropisches Land nur durch Eisenbahnen wirtschaftlich erschlossen und politisch fest in der Hand gehalten werden kann, auch Allgemeingut der im tropischen Afrika kolonisierenden Mächte geworden ist. England hat den Bann gebrochen, der so lange über der Verkehrserschließung der tropischen Länder des schwarzen

Erdteils lag, mit dem für seine Zeit unerhört kühnen Bau der Uganda-Bahn im östlichen Hochland; die englischen Kolonialpolitiker, die — im Gegensatz zu Deutschen und Belgiern vor Allem — über eine Schulung und Überlieferung von Jahrhunderten verfügten, haben durch Übertragung ihrer in Indien erprobten Methoden auf den afrikanischen Kontinent und, was meist vergessen wird, mit Hilfe von farbigen indischen Beamten und Arbeitern zuerst mit Erfolg im tropischen Afrika den Kampf gegen den kulturwidrigen und unwirtschaftlichen Trägerverkehr aufgenommen. Langsam und zögernd nur sind die andern Nationen gefolgt; im tropischen West- und Mittel-Afrika hat eigentlich erst das neue Jahrhundert eine planmäßige Verkehrserschließung des riesigen, der Wirtschaft der Welt anzugliedernden kolonialen Neulands gesehen. Am längsten hat es bei dem jüngsten Kolonialvolk mit überseeischen Aufgaben, bei uns Deutschen gedauert, bis sich auch hier die richtige Erkenntnis Bahn brach; ohne jede Überlieferung, ohne Vorbildung, ohne Schulung im eigenen Leben und Schaffen standen wir Deutsche plötzlich, fast von heute auf morgen, vor der Riesenaufgabe, nicht ein einheitliches Neuland zu erschließen, sondern viele getrennte, wenn auch große Stücke überseeischen Besitzes unsrer Volkswirtschaft und damit der der Welt anzugliedern. Fast zwei Jahrzehnte tastender Versuche, dann aber auch bei uns mit überraschender Schnelligkeit ein sachliches Begreifen verkehrspolitischer Notwendigkeiten und ihr Umsetzen in die Tat. Wir staken freilich noch in den ersten Anfängen, als der Weltkrieg auch über den schwarzen Erdteil hereinbrach; Engländer und Franzosen aber hatten in ihren sehr viel größeren Betätigungsräumen 1914 schon wirkliche Verkehrsnetze geschaffen, und auch der belgische Kongo verfügte bereits über ein zusammenhängendes System von Wasserwegen und Eisenbahnen.

Frankreich, England und Deutschland im West-Sudan und am Golf von Guinea.

Am großzügigsten haben wohl die Franzosen in ihrem westafrikanischen Kolonialreich die neue Aufgabe angepackt, deren Lösung allerdings durch die Savannen- und Steppennatur des West-Sudan sehr erleichtert wurde. Als Ziel der staatlichen Verkehrspolitik schwebte dem ersten Generalgouverneur Roume ein einheitliches Verkehrsnetz¹⁾ vor, das den an der Küste mehrfach unterbrochenen Zusammenhang der großen Kolonie verkehrs- und wirtschaftspolitisch wahren sollte. Ausgangspunkt ist die neue Landeshauptstadt Dakar, die an die Stelle des etwas heruntergekommenen St. Louis getreten ist, das mit dem bessern Hafen am Kap Verde schon 1885 durch einen Schienenstrang verbunden wurde. Heute führt die Hauptlinie von Westen nach Osten durch Frankreichs älteste afrikanische Kolonie Senegal, die mit dem Namen des Generals Faïdherbe eng verknüpft ist, nach Kayes und macht so den Verkehr unabhängig von dem nur drei Monate schiffbaren Senegal selbst, dessen Wasserstand, ebenso wie der des oberen Niger, schon ganz vom Trockenklima der nahen Wüste abhängt.

1) Vgl. den schon früher erwähnten Vortrag von Lucien Hubert (1907) und den von F. Baltzer: Die Erschließung Afrikas durch Eisenbahnen, der den Stand der Bahnbauten in allen afrikanischen Ländern für 1913 darstellt.

Von Kayes führt die Bahn seit 1902 — unter Benutzung älterer Strecken am Senegal — zum Niger bei Bammako, an dem sie noch etwas stromab gebaut wurde bis Kulikoro, wo die Schiffbarkeit beginnt. Hier mündet auch die große Anschlußbahn von Konakry, dem Hafen der französischen Guinea¹⁾; die letzte Teilstrecke von Kurussa zum Niger wird wohl inzwischen dem Verkehr übergeben worden sein.

Von Kulikoro an ist der Verkehr der Binnengebiete ganz auf die Wasserstraße des Niger²⁾ angewiesen; „das Nigerbecken ist der Kern des neuen Kolonialreichs, sein Stromlauf die Hauptlebens- und Verkehrsader von West-Sudan“. Aber auch dieser in der Regenzeit so mächtige Strom, dessen Wassermassen von oft 10—20 m Tiefe dann das Land weithin überschwemmen, alle Unterschiede im Strombett nivellierend, versiegt in seinem Oberlauf in den trockenen Monaten oft bis auf ein kümmerliches Rinnsal. Also bildet der große Strom doch wohl nur in sehr günstigen Jahren die offene Straße, wie ihn Kapitän Lenfant etwas überschwänglich genannt hat nach glücklicher Durchführung einer ersten Fahrt von Bammako bis Ssay nahe der englischen Grenze. Hier in Ssay endet heute die Dahome-Bahn, die von Kotonu als weiterer Zubringer ins Innere von französisch West-Afrika führt. Eine vierte Zufahrtslinie von Groß-Bassam an der Elfenbeinküste führt heute höchstens bis Kong, auch ihre Fortsetzung bis zum Niger ist geplant, sodaß dann alle die getrennten Küstenstrecken des französischen Kolonialreichs mit dem in sich zusammenhängenden Binnengebiet verbunden wären. Französisch West-Afrika wird so heute ein in der Meterspur einheitlich angelegtes Bahnnetz von etwa 3000 km besitzen.

Die Dahome-Bahn steht in scharfem Wettbewerb mit der von Lagos ausgehenden englischen Bahn, die vom mittleren Niger in der Richtung auf den Tschadsee mit Zweiglinien nach Baro und Bantschi Nord-Nigerien erschließt und in Kano einstweilen endet. Dieses englische Bahnnetz Nord- und Süd-Nigeriens hatte 1913 bereits eine Länge von vielleicht 1500 km. Dazu kommen in den beiden britischen Enklaven im französischen West-Afrika je 350 km Eisenbahn in Sierra Leone und auf der Goldküste, die ebenso isoliert sind, wie die deutschen Linien in Togo. Diese kleinste deutsche Kolonie stand im Bahnbau hinter der sehr viel größeren englischen Goldküste, wie hinter Sierra Leone nur wenig zurück und hatte von allen deutschen Kolonien den im Verhältnis zum Flächeninhalt größten Bahnbesitz.

Das französische Netz vereinigter Eisenbahnen und Wasserstraßen bringt durch den festen Zusammenschluß der einzelnen Teilkolonien an der langen Küste von Ober-Guinea mit dem durch den Niger zusammengehaltenen Innern dem französischen Kolonialreich so große strategische Vorteile, daß auch bei einer andern politischen Konstellation der Weltmächte, die den bis 1914 in West-Afrika scharfen Gegensatz zwischen England und Frankreich vielleicht

1) Als „Collins Land“ wäre es in den ersten Jahren unsrer Kolonialgeschichte beinahe einmal deutsch geworden, hat dann aber als Austauschobjekt gegen französische Ansprüche auf die Südkameruner Küste von Kribi bis Campo gedient.

2) Vgl. H. v. Kleist: Die wirtschaftliche Bedeutung des Niger. G. Z. 1904. S. 438—450. — Die wirtschaftliche Entwicklung von franz. West-Afrika. Ebda. 1907. S. 243—256, bes. 246—248.

wieder aufleben lassen könnte, Frankreich, dank der erst durch seine Verkehrspolitik geschaffenen Geschlossenheit seines Riesenbesitzes, jedem Angriff zu Lande mit Ruhe entgegen sehen kann.

So planmäßig die Verkehrserschließung West-Afrikas durch die Franzosen seit der Vereinigung der Einzelkolonien im Generalgouvernement gewesen ist, im Urwald des Kongo und seiner Nebenflüsse haben sie auch heute noch in Äquatorial-Afrika ebenso Alles beim Alten gelassen, wie am Gabun und am Ogowe, wo sie schon seit mehr als 80 Jahren Handelsniederlassungen im Waldland haben. Dank der Energie einzelner Pioniere des französischen Imperialismus, vor allem de Brazzas, ist wohl ein großes französisches äquatoriales Reich begründet, aber heute noch fehlt ihm ebenso wie vor Jahrzehnten jede Eisenbahn, seine Entwicklung ist trotz großer Worte und großer Mittel hinter dem Pflanzungsgebiet im benachbarten Kameruner Waldland völlig zurück geblieben. Die sehr viel längere koloniale Erfahrung hat die Franzosen der technischen Schwierigkeiten, die jedem Bahnbau im tropischen Urwald entgegenstehen, nicht Herr werden lassen, derselben Schwierigkeiten, die wir Deutsche im Kameruner Tieflandswald schon zweimal mit Erfolg überwunden haben. Trotz des nach dem Marokko-Kongo-Vertrag geflissentlich zur Schau getragenen Interesses für Brazzas Erbe machte es vor dem Weltkrieg fast den Eindruck, als sähen die Franzosen in diesem Waldbesitz zwischen dem Meer und dem Ubangi ein doch einmal dem deutschen Nachbarn verfallenes Stück ihres afrikanischen Kolonialreichs. Trotzdem hielt Frankreich hier wie in den angrenzenden Schari- und Tschadsee-Territorien eine starke Besatzung, von dem Grundsatz ausgehend, daß kolonialer Besitz zu seinem Schutz verpflichtet. Dadurch ist der Überfall auf die deutschen Grenzgebiete wesentlich erleichtert und die verhältnismäßig rasche Eroberung des Kamerun erst eben angegliederten neuen Landes am Dschah, Sanga und Mbere ermöglicht worden, besonders in Anlehnung an die vorzügliche Operationsbasis des belgischen Kongo und seiner Wasserstraßen. Ohne diese Rückendeckung durch den Bundesgenossen, ohne die Möglichkeit bequemen Nachschubs von Truppen, Proviant und Kriegsmaterial auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen, ohne eine schon seit 1912¹⁾ getroffene Kriegsbereitschaft hätten die Franzosen in diesem schwierigen Kampfgebiet des oft sumpfigen oder überschwemmten Urwalds kaum so rasche Erfolge erzielt. Daß sie von Dauer sein könnten, ist bei der allgemeinen Kriegslage nicht anzunehmen; diese französischen Gewinne brauchen nicht zu hoch angeschlagen zu werden, solange sich die an Zahl viel geringeren deutschen Truppen im Innern des alten Kamerun weiter halten wie bisher.

Wie den Franzosen das Flußsystem des Kongo, so kommen den Engländern bei ihren Angriffen auf die 1200 km lange, ganz ungeschützte Nordwestgrenze Kameruns gegen Nigerien die Wasserstraßen zu gute: der Kreuzfluß, der auf deutschem Gebiet entspringt, dessen Mündung aber, wie die des Volta in Togo, in englischen Händen ist; besonders aber der untere Niger und der Benue, die

1) Im Innern Kameruns erzählten schon 1912 aus dem französischen Kongo zurückkehrende deutsche Kaufleute von kriegerischen Vorbereitungen der Franzosen in dem ihnen verbliebenen Teil ihrer Kolonie, und das in derselben Zeit, als Deutsche und Franzosen in oft gemeinsamen Grenzexpeditionen zusammen arbeiteten.

fast das ganze Jahr selbst für größere Dampfer, wenigstens bis Yola befahrbar sind. Die ungeheure Wichtigkeit der Niger-Benue-Straße für Inner-Kamerun führt uns Deutschen dieser Kolonialkrieg so recht vor Augen. Der Mangel an Eisenbahnen, die noch nirgends in Kamerun tiefer in die Savanne hinein führen, zwang uns im Verkehr mit Adamaua ja schon in Friedenszeiten in eine fast unerträgliche Abhängigkeit von England, trotz der deutschen Rhederei, die von der Woermann-Linie 1914 auf den beiden Flüssen eingerichtet wurde und ihren Sitz im englischen Lagos hatte. Ihre Schiffe, die für das gerade in der englischen Kolonie hoch entwickelte deutsche Wirtschaftsleben ein festes Rückgrat bilden sollten, dienen jetzt wohl schon seit Monaten englischen Truppentransporten. Deutsche Schifffahrt hat vorerst auf westafrikanischen Flüssen und Meeren ebenso ein Ende gefunden, wie der Handel des deutschen Kaufmanns, der immer mehr in West-Afrika auch in fremden Kolonialgebieten an erste Stelle gerückt war, und in dessen Händen sich nach eigenem Eingeständnis englischer Schifffahrtskreise¹⁾ der ganze Ölhandel der Ober-Guinea befand.

Tatsächlich hatten in der See- und Küstenschifffahrt wir Deutsche in den westafrikanischen Gewässern die französische und englische Konkurrenz so völlig aus dem Felde geschlagen, daß die deutschen Linien von Engländern und Franzosen immer mehr bevorzugt wurden und auch im Frachtverkehr längst die erste Stelle einnahmen. Vor Lagos lagen oft mehrere große deutsche Dampfer auf einmal, und auch der Verkehr zwischen der offenen Rhede und der hinter der Lagune gelegenen größten Europäerstadt West-Afrikas war in deutschen Händen. Nicht allein gegen die deutschen Kolonisten richtet sich hier der Kolonialkrieg, er ist nur ein Glied in der schweren Kette, die England unserm Handel, unserm Seeverkehr überall auf Erden dauernd anlegen möchte. Auch an den atlantischen Küsten Afrikas gilt Englands Kampf deutscher Weltgeltung, auch hier ist sein Ziel ihre Vernichtung und dadurch eigene Bereicherung.

Kamerun.

Wir Deutsche taten nichts, unsre schönen Schiffe, unsern reichen Handel, unser glänzendes Wirtschaftsleben an der westafrikanischen Küste zu sichern und zu schützen gegen den Überfall, der kommen mußte, wenn einmal in Europa der Krieg ausbrach. Dabei besaßen wir den besten natürlichen Hafen im tropischen West-Afrika, Duala, wo heute, dank unsern Unterlassungssünden, die Engländer schalten und walten. Wir vergessen stets, daß Duala außerhalb der neutralen Zone Mittel-Afrikas liegt; weder in der Tagespresse, noch in Zeitschriften oder in Kriegsbroschüren habe ich einen Hinweis finden können, der den Tatsachen entspricht. Auf besondere Anregung der Vereinigten Staaten wurde diese Zone geschaffen, als Hauptergebnis der Berliner Afrika-Konferenz von 1885 neben der Anerkennung des unabhängigen Kongostaats. Äquatorial-Afrika, in der im Osten sehr weiten Fassung dieses Länderbegriffs, sollte für immer vor der Übertragung eines europäischen Kriegs auf afrikanischen Boden bewahrt bleiben; denn, wie noch 1907 Lucien Hubert²⁾ in Berlin so schön

1) Jahresbericht der Elder-Dempster-Linie in Liverpool für 1914.

2) Lucien Hubert. Französich-West-Afrika. S. 34.

sagte, „die Streitigkeiten zwischen den Weißen (auf afrikanischem Boden) würden verhängnisvoll für die ganze weiße Rasse werden“. Der Franzose hat mit seiner Prophezeiung heute schon recht behalten; aber sie ist nirgends rascher vergessen worden als eben in Frankreich!

Innerhalb dieses „konventionellen Freihandelsgebiets“, in dem freier Handel für alle längst zu den historischen Erinnerungen zählen mußte, wenn die Kolonien eigene Einkünfte schaffen wollten, war die Anlage von Festungen und Kriegshäfen ausdrücklich verboten. In Ost-Afrika, dessen Küste auf über 20 Breitengrade „neutralisiert“ wurde, wäre also jede Schaffung von Küstenbefestigungen ein Bruch internationaler Verträge gewesen.

Während so im Osten die Küste des indischen Ozeans von der Sambesi-Mündung im Süden bis zum 5. Breitengrad im Norden, ungefähr in der Mitte des italienischen Somali-Landes, in einem Krieg zwischen europäischen Kolonialmächten neutralisiert sein sollte, also neben Teilen des italienischen und portugiesischen Besitzes dem ganzen deutschen und britischen Osten Afrikas nach menschlichem Ermessen der Krieg erspart geblieben wäre, wenn nur England gewollt hätte, hielt sich westlich der großen Seen die Grenze des neutralen Gebiets ängstlich an den, wie so oft bei Grenzverträgen, mißbrauchten Begriff der Wasserscheide. Alles Land im Süden und Norden des Kongobeckens, das nicht in das Flußgebiet des Kongo fiel, blieb außerhalb der neutralisierten Zone¹⁾, auf ausdrückliches Verlangen Frankreichs, das die atlantische Küste seiner Kolonien am Gabun und Ogowe nicht mit einer völkerrechtlichen Verpflichtung belasten wollte. Nur so war überhaupt die französische Zustimmung zur Kongo-Akte zu erlangen. Die ganze Ober-Guinea und die Nieder-Guinea bis zur Loango-Küste fiel daher ohne weiteres in die Kriegszone, wenn einmal der Weltbrand entfesselt wurde. Wir wußten das, trotzdem haben wir uns hier im Westen aus freien Stücken genau so untätig verhalten, wie wir es im neutralisierten Osten sein mußten. So gut die Engländer in den Festungen Freetown (an der Sierra Leone) oder Accra (an der Goldküste) starke Besatzungen unterhielten, so gut die Franzosen das modern befestigte Dakar, den glänzenden Sitz ihres westafrikanischen Generalgouverneurs, zu einem Marinestützpunkt ersten Ranges ausbauten, ebenso gut hätten wir, immer in Übereinstimmung mit der Kongo-Akte, Duala ohne allzu große Kosten befestigen können. Zwei Forts auf der Halbinsel Suellaba und dem gegenüberliegenden Kap Kamerun hätten in Verbindung mit einer Minensperre den einzigen, 10 km breiten Eingang in das riesige Kamerunbecken mit seiner schmalen Fahrinne völlig sperren können. Die Stadt Duala, die 30 km landeinwärts liegt, wäre so vor jedem feindlichen Angriff geschützt gewesen. Man muß annehmen, daß zwingende Gründe der äußeren Politik diese verhältnismäßig einfache Schutzwehr nicht zum Ausbau gelangen ließen, die unsre Arbeit im Waldland Kameruns vor der Vernichtung, unsre Landsleute vor den furchtbaren Qualen englischer und französischer Gefangenschaft bewahrt haben würde, die den deutschen Kriegsschiffen auf dem atlantischen Ozean aber einen sichern Stützpunkt hätte bieten können.

Wenn dieser Kolonialkrieg etwas heute schon gelehrt hat, so ist es dies:

1) Vgl. Deutsches Kolonialblatt. XXVI. 1915. S. 168.

deutsche Kulturarbeit muß über See so gut mit unsern Waffen geschützt werden wie in der europäischen Heimat.

Mit den geringen Machtmitteln, über die unsre große westafrikanische Tropenkolonie verfügt, können die unendlich langen Binnengrenzen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung geschützt werden. Die heutige Grenzföhrung verlangte schon vor dem Krieg gebieterisch nach Verbesserung und Abrundung, besonders im Süden und Osten, aber auch gegen Nigerien. Die Grenzen trugen durchaus das Gepräge des Zufälligen, sie sind — trotz der besseren Linienföhrung von 1911, die auch der schärfste Kritiker des Marokko-Kongo-Vertrags anerkennen muß — noch immer geographisch so unlogisch, wie fast überall in Afrika¹⁾; sie hätten, auch wenn uns noch für Jahrzehnte der Friede mit unsern europäischen und afrikanischen Nachbarn bewahrt worden wäre, auf die Dauer einfach nicht so bleiben können. In den neuen deutschen Gebieten von 1911, die beiderseits des Sanga bis zum Kongo und über den Mambere und Lobaje zum Ubangi föhren, sieht Felix Hänsch²⁾ bereits 1912 nur den Anfang eines großen Abgleichungsvorgangs in der Aufteilung Afrikas; sein Ziel würde die Loslösung des ganzen französischen Kongo, des Generalgouvernements von Äquatorial-Afrika, vom französischen Kolonialreich gewesen sein: ein Rückbildungsvorgang, wie ihn die Entwicklungsgeschichte des französischen Nordwest-Afrika mehr als einmal gesehen habe. Daß der Landverlust am Kongo durch den rein diplomatisch errungenen Riesengewinn in Nord-Afrika mehr als aufgewogen wurde, daß wir Deutsche 1911 bei unsern Entschädigungsansprüchen für den politischen Verzicht auf Marokko sehr bescheiden waren, hätte aber wohl nie ein Franzose zugegeben, so wenig, wie die Unhaltbarkeit des staatlichen Dureinanders am Kongo und Ubangi. Den November-Vertrag von 1911 haben die Franzosen zerrissen, wie die Kongo-Akte. Aber wir Deutsche wollen froh darüber sein, daß der „Zipfel-Politik“ nun nicht ein dauerndes Denkmal in den Kameruner Kongo-Grenzen gesetzt ist. Denn je länger, je mehr hätten die geographischen Schwächen des Vertrags in die Erscheinung treten müssen. Neben der ganz unnötigen, ethnologisch wie politisch und wirtschaftlich gleich verfehlten Abtretung des halben Logone-Gebiets hätte die unbegreifliche Konzession der französischen Etappenstraße vom Benue zum Schari mit ihren französischen Posten auf deutschem Gebiet zu dauernden Reibungen föhren müssen und das deutsche Ansehen in den Augen der für politisches Prestige sehr feinföhligen Fullah sicher nicht gehoben. An die dauernden Schwierigkeiten und Scherereien der deutschen Verwaltung mit den französischen Konzessions-Gesellschaften im Südosten wollen wir gar nicht erst denken.

Die wirklichen Vorteile, die uns die Gebietsabtretungen Frankreichs an der alten Kameruner Grenze 1911 gebracht, liegen im Osten. Denn so hoch wir auch den deutschen Zugang zum Kongo auf dem Wasserwege des Sanga und seiner Nebenflüsse anschlagen, sehr viel wertvoller ist die Vergrößerung der Savannen- und Steppengebiete des Innern. Einstweilen liegen sie noch zu

1) Arthur Dix. Deutscher Imperialismus. 1914. S. 65 ff.

2) Die Aufteilung Afrikas. G. Z. XVIII. 1912. S. 360 ff., bes. 366. Vgl. dazu auch die Aufsätze desselben Verfassers: Das deutsche Kolonialreich. G. Z. XII. 1906. — Zur deutschen Kolonialbahnfrage in Afrika. G. Z. XIII. 1907.

fern, ohne Verbindung mit der deutschen Küste; aber schon die bloße Tatsache ihrer Erwerbung hat die widersinnige Grenzführung früherer Verträge beseitigt, deren Ergebnisse die Franzosen mit deutlichem Spott „le fameux triangle de Caprivi“ nannten. Am Benue, am Kebbi und an den Logone-Flüssen umschließt die Ostgrenze von 1911 vernunftgemäß und eigentlich selbstverständlich die östlichen Lamidate und die ihnen untertanen Negerstämme von Adamaua, das damit — mit Ausnahme seiner einstigen Hauptstadt Yola, die den Engländern verblieb — ganz deutsch geworden ist. Daß aber die Sanga- und Ubangi-Zipfel, mit ihren lächerlich schmalen Uferstrecken an den beiden großen Strömen bei Bonga und Singa, im Kriegsfall nur den papiernen Schutz der allerdings 1911 feierlich erneuten Kongo-Akte besaßen, also bei Eröffnung von Feindseligkeiten durch die Franzosen sofort verloren gehen mußten, machte ihren Zukunftswert fast illusorisch. Die offene Kritik an den unleugbaren Schwächen dieser „Zipfelpolitik“ hätte von ihren manchmal allzu eifrigen Verteidigern¹⁾ nicht die Abfertigung von oben herab verdient, „daß bei uns noch wenig Verständnis für große Weltverkehrs- und Weltwirtschaftsfragen vorhanden sei“. Nach den bisherigen Erfahrungen des Kolonialkriegs in West-Afrika wird allerdings „Kolonialpolitik, die nur Land zusammenrafft, zum Trödelgeschäft“, wenn nicht hinter ihr die tatsächliche Macht steht, es gegen jeden Feind zu behaupten. Davon waren wir im tropischen West-Afrika leider beim Ausbruch des Weltkriegs weit entfernt. Festzustellen, wen die Schuld daran trifft, ist nicht unsre Aufgabe, würde auch an den Tatsachen gar nichts ändern. Aber daß den Franzosen und Belgiern hier im Westen die Gunst des großen, in sich geschlossenen Raumes mit seinen Wasserstraßen ebenso zu gute kam, wie den Engländern, lehrt ein Blick auf die Karte. Wir waren in Kamerun ebenso isoliert, wie in den andern deutschen Kolonien; jede war auf sich allein angewiesen, vereinsamt zwischen Feinden oder meist unzuverlässigen Neutralen.

Die europäischen Kolonialmächte in der Kongozone.

Zwischen unsern Besitz im Westen und Osten des tropischen Afrika schiebt sich der belgische Kongo als Erbe des gerade vom deutschen Reich zuerst zur Anerkennung gebrachten Kongostaates. Bis vor einem Jahr erhoffte man bei uns eine deutsch-belgische Interessengemeinschaft in Mittel-Afrika²⁾. Wenn wir schon auf den politischen Traum eines großen deutschen Kolonialreichs in den afrikanischen Tropen verzichtet³⁾ hatten, die Schaffung eines gemeinsamen deutsch-belgischen Wirtschaftsgebiets vom indischen Ozean zum atlantischen, die Vollendung der fast fertigen ersten Überlandverbindung quer durch den afrikanischen Kontinent von Ost nach West, einer künftigen Linie des Weltverkehrs, die unabhängig von englischer Kontrolle bleiben sollte, die Erschließung des gewaltigen Kongobeckens von Osten her — das Alles schienen uns Ziele

1) Zu ihnen zählt auch Emil Zimmermann: Die ostafrikanische Zentralbahn, der Tanganjikaverkehr und die ostafrikanischen Finanzen. 1911. S. 52/53.

2) Vgl. Hänsch: Die Aufteilung Afrikas. G. Z. XVIII. 1912. S. 382 ff., 385 ff. — Emil Zimmermann: Was ist uns Zentral-Afrika? 1914.

3) Denn im Marokko-Kongo-Vertrag hatte Frankreich wohl sein Vorkaufsrecht auf das spanische Muni-Gebiet, nicht aber das auf den belgischen Kongo aufgeben.

einer deutschen weltwirtschaftlichen Betätigung in Mittel-Afrika, die gemeinsamer, friedlicher Arbeit von Deutschen und Belgiern über den Tanganjika herüberwinkten.

Da kam der Weltkrieg und zerriß die zarten Fäden gegenseitiger Annäherung, die eben fester geknüpft werden sollten, zwischen dem belgischen Kongo und seinem östlichen deutschen Nachbarn, gegen dessen angebliche Annexionspläne in Mittel-Afrika so gut wie in Europa England seine Intriguen spann, dasselbe England, das eben im Begriff war, sich das Minenland der belgischen Katangaprovinz wirtschaftlich anzugliedern und so, nach den bewährten Rezepten eines Cecil Rhodes, dem reichsten Goldgebiet der Welt das reichste Kupfergebiet hinzuzufügen. In letzter Stunde hoffte die deutsche Politik, durch eine für deutsche Verhältnisse unerhört rasche Fertigstellung der ostafrikanischen Mittellandbahn bis zum Tanganjika die drohende englische Gefahr vom Osten des belgischen Kongo abzuwenden, unter bewußter Ausnutzung der unvergleichlich günstigen geographischen Stellung Deutschlands in Ost-Afrika. Dies Mal bilden wir den Keil, der sich trennend und unverrückbar zwischen englische Ansprüche auf alleinige Vorherrschaft in Ost- und Süd-Afrika schob, solange es England nicht auf das Äußerste, auf die Gewaltprobe ankommen ließ. Unter Mißachtung völkerrechtlicher Verträge hat es davor auch hier nicht zurückgeschreckt.

Wir hatten fest darauf gebaut, daß die maßgebenden Kreise der Kongo-Kolonie, trotz starker Hinneigung Einzelner zu England, im Zusammengeh'n mit uns ihre eigenen Lebensinteressen in Mittel-Afrika für die Zukunft sichern würden. Die 1260 km der deutschen Tanganjika-Bahn würden die kürzeste und rascheste Verbindung für den östlichen und mittleren Kongo mit Europa¹⁾ gebildet haben im Verein mit der mitten im Krieg vor ein paar Wochen fertiggestellten belgischen Lukuga-Bahn; diese führt heute in einer Länge von ungefähr 250 km von Albertville am See bis zum Kongo bei Kabalo, würde aber sicher sehr bald mit dem nur 70 km stromab gelegenen Kongolo verbunden worden sein und so auf belgischer Seite den Schienenstrang vom Tanganjika zum oberen Endpunkt der Kongo-Schiffahrt bei Kindu gelegt haben, von dem bereits eine Eisenbahn nach Kongolo führt. Von Kindu bis Kinshassa wird der großartige Wasserweg des Kongo nur noch einmal auf der kurzen Strecke der Stromschnellen zwischen Ponthierville und Stanleyville unterbrochen, die auch schon seit längerer Zeit durch eine Umgehungsbahn überwunden wird. Von Kinshassa aus führt dann die bereits in den neunziger Jahren mit furchtbaren Menschenopfern geschaffene Umgehungsbahn der unteren Kongo-Fälle nach Matadi am oberen Ende des großen Mündungstrichters. Die deutsche Bahn Daressalam—Tabora—Kigoma hat so, in Verbindung mit dem Tanganjika-See und den befahrbaren Flußstrecken des Kongo wie den Umgehungsbahnen, die erste wirkliche Querstraße durch den afrikanischen Kontinent geschaffen: bei rund 4700 km Gesamtlänge fünf Eisenbahnen und ebensoviele Schiffahrtsstrecken, wenn man die heutigen tatsächlichen Verkehrsverhältnisse zu Grunde legt.

1) Vgl. Emil Zimmermann a. a. O. S. 39—41.

Welch weite Ausblicke sich nach der, gerade für die ersten Augusttage 1914 geplanten Eröffnung für dies erste deutsche Stück eines festländischen Verkehrswegs auf afrikanischem Boden bei friedlicher Zukunft ergeben hätten, brauchen wir heute nicht mehr aus einander zu setzen. Der erste Geschützdonner des Weltkriegs hat diesem deutschen Friedenswerk den Salut geschossen.

Es muß mit allem Nachdruck betont werden, daß England nicht die großen Anstrengungen zur Eroberung Deutsch-Ost-Afrikas gemacht haben würde, die es noch immer von allen Seiten fortsetzt, vom Ozean wie von den Landgrenzen unter Mißachtung der portugiesischen Neutralität, wenn wir nicht hier zwischen dem fast englischen indischen Ozean und den großen Seen englischem Streben nach Alleinherrschaft im afrikanischen Nordosten und Süden einen Riegel vorschöben. Was der diplomatischen Kunst eines Rhodes mißlang, was der gemeinsame Einspruch Deutschlands und Frankreichs gegen den schon abgeschlossenen Handel mit dem Kongostaat verhinderte: die Erwerbung eines 20 km breiten Landstreifens auf der Ost- oder Westseite des Tanganjika — das sollte 1914 der Überfall mit erdrückenden Land- und Seestreitkräften vollbringen; das einzige Hindernis des englischen Afrika vom Kap zum Nil sollte in einem starken Ansturm hinweggefegt werden.

Halten wir zwischen indischem Ozean und Tanganjika-See durch, so ist, selbst wenn der Verlust von Kamerun zu dem von Deutsch-Südwest-Afrika aus Munitionsmangel oder durch Hunger kommen sollte, unsre politische Lage in Afrika immer noch verhältnismäßig günstig. Denn ohne gleichzeitige Eroberung von Deutsch-Ost-Afrika hätte die englische Politik selbst mit dem Besitz von Kamerun nicht so viel gewonnen, daß sie nicht veranlaßt werden könnte, Kamerun wieder herauszugeben, wenn wir Deutsche auf dem europäischen Hauptkriegsschauplatz auch nur einigermaßen gut abschneiden. Bei derselben Kriegslage in Europa aber würde England ein einmal erobertes Deutsch-Ost-Afrika mit allen diplomatischen und militärischen Mitteln dauernd festzuhalten bestrebt sein und wohl lieber in andern Teilen Afrikas, also im Westen, selbst in größere Gebietsabtretungen willigen um den großen Preis der so gut wie rein englischen Ufer des indischen Ozeans. Das Ziel eines englischen Ost-Afrika vom Kap zum Nil wäre ja erreicht. Die Herausgabe des eroberten ostafrikanischen Keils aber würde nur von einem in Europa wirklich besiegt England erreicht werden können.

Der Besitz Deutsch-Ost-Afrikas sichert uns für die Zukunft die Anwartschaft auf ein geschlossenes deutsches Kolonialreich in Mittel-Afrika, dessen Hauptstärke seine Größe sein wird. In diesem Reich, von dem mit vollem Recht gesagt wurde, daß es gar nicht groß genug sein könne¹⁾, wird das tropische West- und Mittel-Afrika eine Hauptrolle spielen, in einer Ausdehnung, über die sich im einzelnen zu äußern verfrüht wäre. Der belgische Kongo, den England nie als belgische Kolonie anerkannt hat, wird nur eines der Stücke afrikanischen Bodens sein, das unsern zerstückelten Besitz zusammenschweißen könnte; das deutsche Interesse erschöpft sich nicht in dem Besitz oder dem maßgebenden Einfluß auf die große afrikanische Querstraße vom indischen zum atlantischen

1) Hans Delbrück. Bismarcks Erbe. Berlin-Wien 1915. S. 202 ff.

Ozean. Auch in der Savanne und Steppe West- und Mittel-Afrikas harren im Norden und Süden des Kongo-Beckens weite Gebiete, deren Angrenzer wir heute sind, der kulturellen und wirtschaftlichen Erschließung.

Scheuen wir uns nicht, großräumig zu denken; wir haben als aufsteigendes Volk, das um seine Weltgeltung überall auf Erden kämpft, das in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten weite Räume zur Betätigung braucht, mindestens dasselbe Recht, an ihre Erwerbung zu denken, wie die Engländer, sicher aber mehr Berechtigung als die Franzosen, die im letzten Menschenalter ohne Bedenken Riesenreiche an sich rafften. Unsre Volkszahl, unser Volksreichtum, unsre Volksbildung geben die Gewähr, daß wir Deutsche aus ihnen wirklich das machen, wozu Erwerb und Besitz jedes kolonisierende Volk verpflichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

A GGR 750 P4/741



~~HA GGR 750 P4/0741*~~

Diedr. Heidorn
Buchbinderei
Bremen.





H. B. DAS FÜRSTENBÜCHER UND DIE ERBEN